f. 48.

75735

521

Erzählungen

von

Ernst von Houwald.

Dresden, 1819.
in der Arnoldischen Buchhandlung.

RBR
JANR
#677

Schriften

von

Ernst von Houwald.

Erster Band.

Inhalt.

Die Braut von sechs Jahrhunderten.
Die Schlacht bei Malplaquet.
Die Todtenhand.

Meinem Freunde,

dem Doctor

Carl Wilhelm Salice-Contessa,

dem Herausgeber

meiner

Romantischen Accorde,

gewidmet

vom Verfasser.

An Deiner Hand hast Du hinaus ins Leben
Mein erstes Kind der Poesie geführt.
Du hast dem Tropfen einen Werth gegeben,
Eh' er sich leicht im Meer der Zeit verliert.
Du hast mir, ehe noch das Herz veraltet,
Der Sehnsucht und der Träume Land gezeigt,
Wo, wie auch Leidenschaft und Schicksal waltet,
Der Phönix doch aus seiner Asche steigt.
So nimm die Gabe! — Mit der alten Liebe
Weiht Dir dies Büchlein Deines Freundes Hand,
Und wenn auch bald nichts von ihm übrig bliebe,
Hat's vor der Welt doch unsern Bund bekannt.

Die Braut
von sechs Jahrhunderten.

Nicht lange darauf, als der Tod dem Pabst Hadrian IV. die Tiara abgenommen, und der deutsche Kaiser Friedrich Barbaroſſa gegen den Nachfolger deſſelben, Alexander III. einen blutigen Streit erhoben hatte, war im Jahre 1173 die Peſt in Venedig ausgebrochen. — Dieſe Republik ſtand damals auf einer ſo hohen Stufe des Anſehns und der Macht, daß es dem Kaiſer Friedrich keinesweges gleichgültig war, daß ſie ſich zu Gunſten des Pabſtes Alexander gegen ihn erklärt hatte. In mehrern Gefechten gegen ſeine Bundesgenoſſen, war ſie jedesmal die Siegerin geblieben; ſie hatte ſogar den Patriarchen Ulrich von Aquileja, der auf Anſtiften des Kaiſers einen Angriff auf ſie gewagt, in Grado nebſt zwölf ſeiner Chorherren gefangen genommen, und ihm nur unter der ſchimpflichen Bedingung ſeine

Freiheit wieder geschenkt, daß er statt seiner und der zwölf Chorherren einen jährlichen Tribut von einem Ochsen und zwölf Schweinen entrichten mußte.

So zu einer mächtigen Feindin des deutschen Kaisers geworden, zog sie auch die eifersüchtigen Blicke des Kaisers Manuel von Konstantinopel auf sich, der es mit Mißvergnügen bemerkte, wie sie im Zunehmen ihrer Kraft bis jenseit des schwarzen Meeres, ja sogar bis an die äussersten Grenzen des Palus-Mäotis ihre Niederlassungen erstreckte.

Diesen Zeitpunkt, in welchem Venedig schon in einen bedeutenden Krieg verwickelt war, hielt der Kaiser Manuel, zur Demüthigung dieser mächtigen Republik, für den günstigsten, und um ihn nicht ungenutzt vorüber gehen zu lassen, gab er in allen seinen Häfen den Befehl: die Venetianischen Schiffe wegzunehmen, und die Hauptstädte Dalmatiens zu erobern.

Aber die Venetianer verlohren nicht den Muth und fühlten sich stark genug, es mit zwei Kaisern zugleich aufzunehmen. Sie be-

schlossen, für ihren Ruhm und ihre Freiheit zu fechten, und bemannten in dem kurzen Zeitraume von drei Monaten eine Flotte von 100 Galeeren und 20 kleinen Fahrzeugen. Der damalige Doge, Vitale Micheli, stellte sich selbst an die Spitze dieser Macht, und nachdem er die Städte Naguso und Spalatro im Fluge gewonnen hatte, segelte er kampflustig dem Hellespont zu.

Diese rasche und kräftige Maasregel setzte den Kaiser Manuel in Erstaunen und Furcht. — Er eilte, dem siegreichen Doge den Statthalter von Negroponte entgegen zu schicken, der in seinem Namen alle Schuld des frühern Angriffs auf ein Mißverständniß schieben und jede Genugthuung versprechen mußte. Der Doge stellte hierauf die Feindseligkeiten ein, und indeß er, dem Antrage des Kaisers gemäß, zwei Gesandte nach Konstantinopel schickte, die über den Frieden unterhandeln sollten, legte er sich selbst mit seiner Flotte bei der Marmorinsel Scio vor Anker, um hier den Abschluß des Friedens zu erwarten.

Sebastiano Ziani und Orio Malapiero hiesen die beiden Venetianer, denen diese Gesandschaft übertragen wurde. Sie waren aus den edelsten Geschlechtern ihres Vaterlandes entsprossen, und ob sie gleich erst im männlichen Blüthenalter standen, so vertraute man doch diese wichtige Angelegenheit ihrem Muthe und ihrer Weisheit an. Der Kaiser Manuel ließ die Abgesandten mit dem größten Pomp empfangen, und nahm sie wie ein Paar Freunde an seinem Hofe auf. Er lächelte, als er die beiden schönen jungen Männer sah, die gegen die Pracht seines Hofes gar sonderbar in ihrem schlichten Waffenschmuck abstachen, denn er glaubte mit einer Weisheit wohl fertig zu werden, unter deren Grundfeste noch ein heisses Blut seine raschen Pulse hinströmte.

Statt die Unterhandlungen beginnen zu lassen, folgte ein glänzendes Fest dem andern, und es schien, als wolle man den Frieden früher schon feiern, ehe er noch geschlossen war. Sebastiano Ziani verlohr aber, trotz aller dieser noch nie gesehenen Herrlichkeiten, sein

Ziel nicht aus den Augen, und ob ihn sein Gefährte, der sich in Konstantinopel sehr wohl gefiel, gleich von ernsten Zudringlichkeiten gegen den Kaiser zurück hielt, so mußte er es doch geschehen lassen, daß Ziani dem Doge von der augenscheinlich vorsätzlichen Zögerung des Kaisers und von ihrem zwecklosen Aufenthalt Nachricht gab, und sich Verhaltungs-Regeln erbat, indem er dem Doge kräftigere Maasregeln zu ergreiffen rieth. Der vorsichtige Vitale aber, dem viel daran gelegen war, diesen Frieden ohne Schwerdtstreich zu erlangen, und der den Kaiser Manuel deshalb gern bei guter Stimmung erhalten wollte, verwieß die Gesandten zur Geduld, und befahl ihnen alle Vorsicht an.

Endlich brachte man es bei dem Kaiser doch dahin, daß die Unterhandlungen wirklich ihren Anfang nahmen, wobei die beiden Gesandten so viel Gewicht auf den, für ihr Vaterland günstigen Zeitpunkt zu legen wußten, daß Manuel, der sich nicht wenig vor dem, an dem Thore des Hellesponts mit seiner Flotte vor An-

ker liegenden Doge fürchtete, auf alle ihre Forderungen einging. Der Friedensvertrag bedurfte jetzt nur noch der Unterzeichnung; aber dazu konnten es die beiden Venetianer nicht bringen. Der Kaiser bot alle Künste auf, sie zu zerstreuen, und selbst die Frauen in Konstantinopel, ihrer großen Schönheit sich bewußt, suchten die beiden Helden in gefährlichere Kämpfe zu verwickeln, in denen sie nicht Sieger bleiben sollten.

Malapieros Herz konnte so vieler Schönheit nicht widerstehen, und glücklich in dem süßen Gefühle, das ihn zum ersten Mal hier flüchtig beschlich, ließ er sich den längern Aufenthalt in Konstantinopel wohlgefallen. — Nur an Ziani gingen alle Künste verlohren, denn ein holdes Bild aus dem Vaterlande ruhte, wie ein Talismann, tief in seiner Seele, und ließ ihn ruhig und besonnen an allen diesen Klippen vorüber, nur auf sein Ziel lossteuern.

„Hast Du Dich im Hafen hier umgesehen? fragte er eines Tages seinen Freund: hast Du bemerkt, wie von Tage zu Tage der Wald

der Mastbäume wächst? — Glaubst Du nicht, man halte uns geflissentlich hier auf, um uns dann, hinlänglich gerüstet, mit unserm halbgeschlossenen Frieden höhnend abzuweisen?" — —

Malapiero theilte nicht Zianis Besorgnisse. Da faßte dieser seine Hand und sagte: „Orio! ich weiß es, Du hast eine Liebe hier gefunden, drum siehst Du alles in schönern Farben um Dich her. Aber das Vaterland gelte Dir höher als die Liebe! — drum stehe fest, und wanke nicht, denn es hat auf Dich gebaut!" — Malapiero schwieg erröthend. — Da zog ihn Ziani sanft an sich und fuhr fort: „Für den Freund zu wachen, ist das heilige Befugniß der Freundschaft. Es kommt vielleicht eine Zeit, wo Du mir es vergelten kannst!" — Die Freunde sanken einander in die Arme und gingen alsbald zum Kaiser, dem sie nun ernst erklärten: daß sie, wenn der Friede nicht sofort unterzeichnet würde, diese absichtliche Verzögerung als eine neue Kriegserklärung ansehen, und auf der Stelle abreisen würden. — Manuel suchte sie zwar zu

beruhigen, allein er gab deutlich genug zu verstehen, daß er sie auf keine Weise jetzt werde abreisen lassen, und wenn er sie auch mit Gewalt zurückhalten sollte! — Da säumten die Gesandten nicht länger, sie schickten im Geheim einen Boten nach ihrer Flotte, liessen dem Doge ihre Lage eröffnen, und ihn beschwören, nun ohne Weiteres auf Konstantinopel loszugehen und mit Gewalt den Frieden zu erringen, wenn auch ihr eignes Leben dabei in Gefahr kommen sollte.

Aber die Flotte blieb aus, und auch der Bote kehrte nicht wieder zurück. —

Ziani schickte nun seinen alten vertrauten Waffenträger ab; er wußte, daß dieser in einer sichern Verkleidung glücklich aus dem Hafen abgeschifft war, — aber auch auf dessen Rückkehr harrten sie vergeblich. — Dies Ausbleiben und die Veränderung in des Kaisers Betragen, der jetzt einen stolzen Ton gegen sie angenommen hatte, ließ sie einen bösen Ausgang ahnen.

Und sie hatten Recht! — Vitale Michelis Flotte war geschlagen, war fast vernichtet, und der Rest von Scio entflohn! — Doch nicht durch menschliche Gewalt.

Der Kaiser Manuel hatte schlau genug alles berechnet, was ihm zu Gebote stand, diesen lästigen Feind sich vom Halse zu schaffen und den nachtheiligen Frieden zu ersparen; und da er berechnete, daß seine eigne Macht dazu nicht hinreichen werde, sollte ihm die alte heilige Natur durch ihre geheimen aber gewaltigen Kräfte zu seinem schändlichen Ziele verhelfen.

Er wußte, daß auf der kleinen Insel Scio heiße, ungesunde Lüfte wehten und sah voraus, wenn die ganze feindliche Flotte dort vor Anker liege, und es ihm gelänge diese bedeutende Menschenmasse längere Zeit auf diesem kleinen Punkte fest zu halten, daß unter dem Venetianischen Heere bald genug Krankheiten ausbrechen müßten. Er hatte sich nicht verrechnet. Die schrecklichste aller menschlichen Krankheiten, die Pest, trat in furchtbarer Gestalt unter sie, und griff mit ihren Hyänen-Klauen so wüthend um sich,

daß von der ganzen schönen Flotte der 120 Fahrzeuge, nur 13 schwachbemannte Galeeren endlich ihrer Wuth entflohen, und alle die tapferen Brüder auf dem Todtenfelde zurücklassend, traurig und ohne Frieden der Heimath zueilten.

Der Kaiser hielt nun nicht länger zurück und machte den beiden Gesandten das Schicksal ihrer Flotte bekannt. Er erklärte die Unterhandlungen für gänzlich abgebrochen, und rechnete ihnen die Erlaubniß, abreisen zu dürfen, für eine besondere Gnade an.

Aber hiermit war das Schicksal noch nicht zufrieden. Die Pest hatte sich mit den fliehenden Venetianern heimlich in ihre Fahrzeuge gesetzt, um mit ihnen wieder an das Land zu steigen; denn kaum war Vitale mit dem Rest seiner Flotte in Venedig angelangt, als auch hier die Pest wirklich ausbrach, und mit furchtbarer Eile um sich griff. Dies war nun das unglückliche Jahr 1173.

Schon unterwegs erfuhren Ziani und Malapiero das traurige Schicksal ihrer Vater-

stadt. „Wir gehen einem schrecklichen Feinde entgegen! sagte Malapiero: dem wir nicht mit Muth und Kraft unser Leben abkämpfen können!"

„Und doch müssen wir ihm entgegen! rief Ziani: das Schicksal hat die Zahl seiner Opfer wohl bestimmt, wir müssen uns ihm zur Wahl stellen, vielleicht verschont es andere, theurere Leben!"

Seine starke Brust schlug unnennbar bang und hoch, als er diese Worte sprach, denn er kannte eine lieblich aufblühende Knospe, für deren Frühlingsleben er gern das seinige hingegeben hätte.

Als man sich nehmlich zu dem Kriege gegen Konstantinopel eilig gerüstet und jeder Einzelne alle seine Kräfte willig dazu aufgeboten hatte, war Ziani eines Tages mit einem neuen, von ihm selbst ausgerüsteten Fahrzeuge, weiter hinaus ins Meer geschifft, um die junge noch unkundige Mannschaft auf der See zu üben. Hier ward er von einem Sturme überfallen, und suchte nicht ohne Gefahr endlich in der

Bucht einer der kleinen, im Golfo liegenden Inseln Schutz. Nicht fern von seinem Landungsplatze sah er ein Mädchen einsam am Ufer sitzen, das mit einem weißen Tuche wehte, und vernahm, als er sich ihr näherte, wie sie mit reiner, lauter Stimme in den Sturm hinaus sang, der in seinem finstern Grimme ihre Worte verwehen zu wollen schien. Sie sprang schüchtern auf, als sie den gewaffneten Mann plötzlich sich zur Seite erblickte, und erzählte ihm auf sein Befragen: daß ihr Vater und Bruder, beide Fischer, sich noch mit ihrem Nachen auf der See befänden, und sie ihnen durch ihren Gesang das gewohnte Zeichen zur Landung habe geben wollen. „Da kommen sie endlich!" rief das Mädchen freudig: „Seht nur wie sie mit den Wellen kämpfen!" — Ziani erblickte einen Kahn, der ein Spielwerk der tobenden Wogen schien, dessen kundige Führer aber dennoch die Insel bald erreichten.

„Diesmal war der Sturm doch bald stärker als wir!" sagte der alte Fischer, als sich die Tochter ihm mit rührender Freude an den Hals

hing: „Aber es ist ihm nicht gelungen uns die Beute wieder abzujagen! wir haben einen tüchtigen Fischzug gemacht!" und hiermit befestigten die Männer den Kahn am Ufer, indeß das Mädchen aus einer, im nahen Gebüsch gelegenen Hütte, Körbe herbei holte, in welche man aus dem Kahn die Fische legte, und sie nach der Hütte trug.

„Ihr werdet heute Nacht hier verweilen müssen, edler Herr! sagte der alte Fischer zu Ziani: Euer Fahrzeug liegt in jener Bucht sicher, und vor morgen früh wird der Sturm nicht aufhören. Laßt es Euch bei uns gefallen; wir wohnen zwar auch nicht hier, diese Hütte giebt uns nur bei schnellem Unwetter Schutz, allein sie ist doch sicher, und ungesättigt sollt Ihr auch nicht von uns gehen!"

„O ja! schöner Mann! rief das Mädchen und ergriff seinen Arm: bleibt hier und eßt von unsern Fischen, ich will sie Euch gar herrlich zubereiten.

Ziani willigte ein, und Pietro, der Bruder des Mädchens, wurde nach dem Fahrzeuge abgeschickt, um der Mannschaft dort die

Befehle ihres Herrn zu überbringen, und ihnen einen Korb Fische hinzutragen.

Auf dem Heerd der Hütte brannte bald ein lustiges Feuer, und indeß die beiden Geschwister die Mahlzeit bereiteten, setzte sich Ziani mit dem Vater auf eine Ruhebank. Der alte Fischer hieß Bartholomeo Daponte und hatte früher alle ruhmvolle Kriege der Republik mitgefochten. Mit Wunden bedeckt war er endlich zu seinem Fischerhandwerk zurückgekehrt, denn: das Seewasser heilt! sprach er, und hatte spät noch geheyrathet; seine blitzenden Augen aber schienen die grauen Locken noch nicht kennen zu wollen. Ziani hörte jedoch wenig auf des Alten Gespräch, denn er vermochte seine Blicke nicht von der Tochter abzuwenden, die ihnen das Mahl zubereitete. Die schönen Formen ihrer Gestalt, die natürliche Anmuth ihrer Bewegungen, das blühende, freundliche Engelsgesicht konnte er nicht genug bewundern, und im Geheim dankte er dem Sturme, der draussen immer noch in seiner Wuth über die Hütte hinbrauste.

Endlich trug Pietro die Schüssel mit den schmackhaften Fischen auf. Giovanna nahm Ziani Helm und Schwerdt ab, setzte sich traulich neben ihn und indeß sie mit kindlich frohen Scherzen und unbeschreiblich lieblicher Gutmüthigkeit die Unterhaltung belebte, ließ sie oft ihre großen, dunkeln Augen freundlich unbefangen auf dem schönen Krieger ruhn, und horchte aufmerksam auf alle seine Worte. Aber ihre Blicke waren wie Frühlings-Sonnenstrahlen, die sein Innres sanft erwärmten, als wollten sie die zart verschloßnen Knospen endlich doch erwecken.

„Willst Du uns nicht das Lager bereiten Giovanna?" fragte der Vater, als man gesättigt war.

„Nein! sagte sie leichterröthend und bittend: nein, Vater, laßt uns nicht schlafen; die Nacht ist kurz, und wer würde denn bei dem Sturm einschlafen können? — Wir wollen lieber plaudern, wer weiß, wenn wir mit dem Fremden dort wieder sprechen können!"

Ziani stimmte ihr bei, das Feuer auf dem Heerde ward unterhalten, und indeß die beiden Geschwister an einem feinen Fischergarne arbeiteten, fing der Alte an von seinen Kriegsthaten zu erzählen. Alle nahmen den lebhaftesten Antheil daran. Giovanna, die sie wohl oft schon gehört hatte, half dem Vater ein, wo er fehlte, und der junge Pietro sprang oft, sich vergessend, auf und ballte die Faust, als wolle er dem Vater zu Hülfe eilen, wenn er eben im harten Kampfe begriffen war.

Endlich, als der Alte eine Pause machte, forderte Ziani das Mädchen auf, ihnen ein Lied zu singen. „Ich habe Deine reine Stimme schon gestern am Ufer vernommen! sagte er: aber ich will viel ruhiger zuhören, als der Sturm!" — Giovanna zögerte nicht, da ihr der Vater zuwinkte, und begann ein altes Fischerliedchen, welches also lautete:

Auf spiegelklarer Fluth dahin
Fährt überm See die Fischerin,
Bei leiser Lüfte Wehen.
Wohl eilt der West ihr sehnend nach,

Doch was er liebend zu ihr sprach,
Sie konnt' es nicht verstehen.

Da ruft die Welle: „Lieber Wind,
Ich möchte gern dem holden Kind
Die nackten Füßchen küssen!"
Der Wind reicht willig ihr die Hand,
Und hebt sie an des Kahnes Rand
Empor zu Mädchens Füssen.

Sie netzt die Füßchen weich und warm;
Und spricht: „Könnt' ich doch Hand und Arm
Auch küssend ihr berühren!"
Da faßt er stark sie beim Gewand
Und zieht sie auf zu Arm und Hand,
Die kühn das Ruder führen.

Und weiter spricht sie: „Schöner doch
Sind Mädchens Wang' und Lippen noch,
O stille mein Verlangen!"
Da hebt mit stärkerer Gewalt

Der Wind sie auf, und führt sie bald
Zu Mädchens Mund und Wangen.

Doch als die Lippen sie berührt,
Und süßen Hauch und Kuß gespührt,
Kann sie sich nicht mehr fassen.
Und eh der Wind es sich versieht,
Nimmt sie das Mädchen und entflieht, —
Und will es nicht mehr lassen.

Da wächst er schnell zum Sturm und fährt
Der Welle wüthend nach, — durchstöhrt
Ihr Kleid in allen Falten. —
Allein vergebens, — denn sie weiß
Auf tiefem Grund den theuren Preiß
Verborgen ihm zu halten.

„Armer Sturm! Glückliche Welle!" sagte Ziani leise.

„Nun, nur weiter! rief der Alte: laßt uns die Fortsetzung des Liedes zusammen singen!" Aber Giovanna schien ernst geworden, und

obgleich auch Ziani bat, so wollte sie doch nicht mehr singen.

„Mögt Ihr das Lied hören, sagte sie zu ihm: so laßt Euch morgen in unserm Kahne überfahren; auf der See klingt es schöner.“

So verstrich die Nacht. Der Morgen brach an, und der Sturm hatte sich gelegt. Ziani ertheilte seinen Leuten den nöthigen Befehl zur Rückfahrt, und bestieg selbst den Fischerkahn. Der Himmel, an welchem der Tag eben aufstieg, war rein und klar, die See, auf welcher der Nachen hinfuhr, war eben wie ein Spiegel. Nur leichte Morgennebel zogen in weißen Streifen ihre unsichtbare Bahn an den Schiffenden vorüber. Pietro ruderte vorn, der Alte steuerte und Giovanna stand kühn auf der Spitze des Kahns, in ihrem leichten weißen Gewande, vom Morgenroth überstrahlt. — Mitten auf dem Meere begannen sie das gestern versprochene Lied. Es war ein Wechselgesang. Pietro sang die Stimme des Jünglings, Giovanna die der Welle, der Vater die des Windes.

Der Jüngling.

Führe mich, Du liebe Welle,
Zu des Ufers trauter Stelle,
Wo mein Mädchen harrend steht.

Die Welle.

Schöner Jüngling, hast nicht Eile!
Kühle Dich in mir, und weile,
Denn der Sturm ist ja verweht!

Der West.

Kommst zu spät! Kommst zu spät! —

Der Jüngling.

Spät? — Drum schnell zu ihr hinüber!
Ach sie seufzt wohl: Komm, mein Lieber!
Schaut sich bangend nach mir um.

Die Welle.

Bleib! ich will Dir viel erzählen;
Süße Worte will ich wählen,
Wie der Bienen leis' Gesumm.

Der West.

Sie ist stumm! — Sie ist stumm!

Der Jüngling.

Stumm? — Wir werden uns verstehen.

Nur ihr Auge darf ich sehen,
Wenn die Lippe gleich nicht spricht.

Die Welle.

Lächeln meine Himmelsbilder
Aus der Tiefe Dir nicht milder
Als ein menschlich Angesicht?

Der Wind.

Trau ihr nicht! — Trau ihr nicht!

Der Jüngling.

Nicht? — Drum, Welle, laß Dich fragen:
Bringst Du dort nicht hergetragen
Liebchens Schleife rosenroth?

Die Welle.

Nein! die hab' ich selbst empfangen
Als ich jüngst auf Mund und Wangen
Meinem Lieb den Brautkuß bot.

Der Sturm.

Sie ist todt! — Sie ist todt! —

Und noch einmal kommt geschritten
Sturm und eilt der Welle nach. —
Faßt und theilt sie in der Mitten,

Wühlt sich bis ins Brautgemach.
Trägt die Braut, emporgezogen
Mit gewalt'ger Riesenhand,
Trotz des Kampfes mit den Wogen,
Zu dem Jüngling an den Strand.
Und, als hier des Jünglings Leben
An der kalten Brust vergeht —
Steht der Sturm als West daneben,
Der den Blumenhauch verweht.

Man landete endlich in einem abgelegenen Theile Venedigs. Aus einer ärmlichen Hütte kam Dapontes Weib mit zwei kleinern Kindern, ihnen froh entgegen, denn sie hatten des Sturmes wegen große Sorge gehabt. Man trug die reiche Beute in das Haus, und Ziani wollte dem Alten ein Goldstück für die Ueberfahrt in die Hand drücken. Allein Giovanna drang in den Vater, es nicht anzunehmen.

„Wenn Ihr dem Vater das Goldstück gebt, rief sie halb erzürnt, so wollt Ihr mir wohl auch meine Lieder damit bezahlen?" —

„Nein, wahrlich nicht! sagte Ziani; aber willst Du kein Andenken von mir annehmen?"

„Ich brauch' es nicht!" entgegnete sie, und schlug die Augen nieder.

„Wenn Du so stolz bist, meinte Ziani, so darf ich Euch auch wohl nicht wieder besuchen?"

„O, ich bin nicht stolz! antwortete sie und richtete schüchtern ihre Blicke auf ihn: Kommt nur recht oft wieder, Ihr sollt sehen, wie demüthig ich bin und wie ich Euch dienen werde!" —

Ziani ging nun wieder zu seinem Pallast zurück, aber unter allen wichtigen Geschäften, die das Vaterland in seine Hand legte, erschien ihm unablässig Giovannens-Bild, und mitten unter dem Geräusch der Waffen, war es ihm immer, als hörte er ihre süße Stimme. Er besuchte den alten Daponte oft wieder, er wurde mit kindlich unbeschreiblicher Freude, jedesmal von Giovannen empfangen, und verlebte seine seligsten Stunden in der kleinen Hütte. Der alte Daponte, der durch seine Kriegszüge die Welt auf vielseitige Weise kennen gelernt, und mancherlei Erfahrungen mitgebracht hatte, war dadurch im Stande, seine

Kinder mit mancher Lebensansicht vertraut zu machen, indeß sein frommes, einfaches Weib sie zu stiller Tugend erzog, und so wurde ihnen eine bessere Bildung gegeben, als man in dieser Hütte vermuthen konnte. — Die Eltern hielten Ziani für einen Schiffshauptmann, und weil ihnen der junge Mann gefiel, sahen sie Giovannens schnell aufblühende Liebe zu ihm, mit Wohlgefallen. Ziani hatte der Fischerfamilie absichtlich verborgen, daß er einer der reichsten und angesehensten Venetianer sey. Aus der großen, vornehmen Welt, wo alle Blicke auf ihn gerichtet standen, und hinter dem freundlichen Entgegenkommen mancher geheime Plan auf den reichen schönen Mann ihm nicht entging, floh er gern zu diesem stillen Asyl, denn hier wurde er geliebt, weil er Liebe gab, hier fand er Vertrauen, weil die Herzen offen vor ihm lagen, und die Ueberlegenheit seiner geistigen Bildung glich sich gegen das zarte tiefe Gefühl, das er in Giovannens Gemüthe fand, und dem sein Herz sich selbst erst aufschloß, leicht wieder aus. Er war völlig

unabhängig, und da noch kein weibliches Wesen, trotz aller ihm gelegten Schlingen, sein Herz zu raſcheren Schlägen getrieben hatte, und er jetzt zum erſtenmale durch Giovannens offnes, ſchönes Auge, in den reinen Himmel einer weiblichen Seele ſchaute, an welchem ſein Bild in tauſendfacher Geſtalt glänzte, wie die ewigen Sternbilder am klaren Himmel der Nacht; ſo faßte er eine unnennbare Liebe zu ihr und beſchloß, ſie zu ſeiner Gattin zu machen. Es verging ihm jetzt kein Tag, deſſen Abendſtunden er nicht bei der Geliebten zugebracht hätte, und ſo wie er das Geheimniß ſeiner Liebe tief vor aller Welt verborgen hielt, ſo kannte ihn auch Giovanna nur unter dem Namen Sebaſtiano. Wenn ſie ſein Weib ſeyn würde, dann erſt wollte er ihr ſeine Verhältniſſe entdecken, und indeß er mit ſtillem Entzücken das immer reichere Entfalten ihres Geiſtes ſah, fühlte er im Voraus, wie alle Welt die koſtbare Perle bewundern würde, zu deren geheimer Wohnung ihn zuerſt der Sturm hingeführt hatte.

Während dem war die Flotte völlig ausgerüstet, und sollte nun in einigen Tagen hinausschiffen, nach dem Hellespont. Ziani hielt seine Wünsche jetzt nicht länger zurück, er eröffnete der Geliebten sein volles Herz. — Ach, das ihrige gehörte ihm ja schon längst, und freudig gaben die Eltern ihren Segen.

„Wenn Ihr als Sieger aus dem gewagten Kampfe zurückkehren werdet, sagte der alte Daponte, dann soll der Brautkranz meiner Tochter Euer Siegerkranz seyn!" —

Endlich schied Ziani von der Geliebten. Sie unterdrückte mit großer Kraft die Bewegungen ihrer Seele, reichte ihm die schönen Lippen zum Kuß und sagte: „Sey tapfer, mein Geliebter! ich werde für Dich beten! wir sehen uns gewiß wieder!" —

Es war die Liebe, die mit ihm hinauszog, und ihn stärkte und ermuthigte. Aber eben deshalb faßte ihn auch jetzt mit doppeltem Schrecken die Nachricht, daß die Pest in Venedig ausgebrochen sey. Kaum war er mit Malapiero wieder dort angekommen, kaum hatte

er sich dem unglücklichen Doge, der mit düstrer Verzweiflung rang, vorgestellt, und ihm den gänzlichen Bruch aller Friedens-Unterhandlungen verkündigt, als er mit hochschlagendem Herzen in die Stadt eilte, um zu sehen, ob das gräßliche Scheusal auch schon zu jener Hütte hingeschritten sey, und ihm die köstlichste Blume vergiftet habe. Malapiero folgte ihm treu, denn Ziani hatte ihm das Geheimniß seiner Liebe entdeckt, und er theilte jetzt die Sorge des Freundes. Sie mußten durch einen großen Theil der Stadt, und welche schreckliche Scenen stellten sich ihnen hier entgegen. Viele der volkreichsten Straßen waren still geworden; nur aus manchem offenstehenden Hause schlich sich das leise Gewimmer des letzten Bewohners, der einsam unter den Leichen seiner Lieben verschied. Viele todte Körper, die noch nicht unter die Erde gebracht werden konnten, lagen an den Thürschwellen der Paläste, wo sie Hülfe gesucht hatten. Kinder hingen an der todten Mutter und sogen von den theuren bleichen Lippen das Gift; und mitten unter diesem

furchtbaren Jammer schritten, in kalter Geschäftigkeit, schwarz gekleidete Männer umher, luden schweigend die Todten auf Wagen und schlugen Zettel an die Häuser, auf welchen das einzige gräßliche Wort stand: Ausgestorben.

Grausen und Entsetzen erfaßte Zianis Herz, und mit von Angst und Liebe beflügelten Schritten flog er nach Dapontes Wohnung. — — Aber auch an der Thüre dieser Hütte hing der schauderhafte Zettel: Ausgestorben! —

Vergebens wollte Malapiero den Freund zurückhalten. Er stürzte bleich und wie ein Wahnsinniger in die Hütte, und rief: „Giovanna! Giovanna! — — Aber die Hütte war leer; — die Leichname waren fortgeschafft; — nur Hausgeräth und Kleidungstücke lagen noch umher, als wären die Bewohner eben erst hinausgegangen. Ziani wollte die Hütte nicht wieder verlassen. Hier wollte er sterben, wo die Geliebte ihr Engelsleben ausgehaucht hatte, und fast mit Gewalt mußte ihn Malapiero aus dieser Todtenhalle führen.

Als sie wieder hinauskamen, verkündigte ein fernes gräßliches Getöse einen Auflauf, und sie sahen, wie ganze Haufen des Volks nach dem Pallast des Doge hinstürzten.

„Komm Ziani! rief Malapiero: Vergiß den Gram der eignen Brust! Komm, unsre Gegenwart wird nöthig seyn.“

Das Volk schob dem Doge die ganze Schuld des eingebrochenen Unglücks zu. Es hatte, und wohl mit Recht, die Meinung, sein unkluges Zögern auf der Insel Scio sey die einzige Ursache, daß die schöne Flotte vernichtet und statt des glänzenden Friedens, der Tod in ihre Häuser gekommen sey. Sie waren an die größten Opfer gewöhnt, sie scheuten nicht im Kampfe für das Vaterland sich zu verbluten, aber daheim am eignen Heerde, durch die Schuld eines Einzigen, das theure, schuldlose Leben der Ihrigen verschmachten zu sehen, das konnte die Brust nicht fassen, und die Stimme der Verzweiflung und Wuth rief das Volk zur Rache — Die tobende Menge hatte den Pallast des Doge umringt: „Herunter vom Throne!

schrie sie: herunter mit dem Betrüger, der uns statt des Sieges, die Pest erhandelt!" — Der Doge verließ sich auf seine Leibwache; allein auch darunter waren Väter und Söhne, die die Ihrigen verlohren hatten, und so wurde der Tumult immer stärker. — — Da beschloß Vitale das Aeusserste zu wagen, und im Vertrauen auf die Liebe des Volks, die er sonst in vollem Maaße besaß, aus seinem Pallast zu gehen, und es zu beruhigen. Mit ernster Würde und in seinem Herzoglichen Schmucke, trat er unter die tobende Menge, die seinen Pallast stürmen wollte.

„Hier bin ich, Kinder! sprach er: richtet über mich, wenn ihr dürft; aber nicht ich, sondern Gott hat uns den Tod in unsre Mauern gesendet!"

Das Volk wich einen Augenblick vor seiner ehrwürdigen Gestalt zurück, indem auch Ziani und Malapiero eben hinzu kamen, und die Rasenden zu beschwichtigen suchten. Bald riefen aber mehrere Stimmen aufs neue: „Herunter vom Thron! Kein Erbarmen mit dem Ver-

räther! Nieder mit ihm!" und von hinten her erscholl es: „Platz! Platz! wo ist er? der mir mein Weib und meine Kinder gemordet hat." — mit diesen Worten drängte sich ein alter, wüthender Mann aus der Menge hervor, umklammerte den Doge mit der Gewalt eines Verrückten, und stieß ihm den Dolch ins Herz. — — Der unglückliche Vitale sank als ein Opfer des Schicksals, und der Mörder ging unaufgehalten mit seinem blutenden Dolche durch das erstaunte Volk.

Aber Ziani erkannte in ihm alsbald den alten Daponte. — Er flog ihm nach durch die einsamen Straßen, er umfaßte ihn und rief: „Du entsetzlicher Mensch, wo ist Deine Tochter?"

Daponte sah ihn mit wahnsinnigem Lächeln an: „Hat Euch der Tod noch verschont? sagte er: Nun, so kommt, ich will Euch zu Eurer Braut führen!"

Und hiermit zog er ihn durch viele entlegene Gassen, ohne auf seine Fragen weiter Antwort zu geben, zu einem abgelegenen Kirchhof hin.

In einem Winkel desselben, unter elender Verdachung, auf zusammengerafftem Stroh, lag Giovanna mit dem Tode ringend. — Daponte hatte, nachdem sein Weib und die übrigen Kinder vor ihm gestorben waren, seine Hütte verlassen, und halb bewußtlos die schon kranke Tochter hierher getragen. Im Wahnsinn der Verzweiflung wollte er dem langsamen, quaalvollen Todeskampf seines Lieblings und seinem eigenen Leben ein Ende machen, und war deshalb in die Stadt gerannt, sich einen Dolch zu verschaffen. Da hatte ihn der Volksauflauf mit fortgerissen, und fast in Verstandes-Verwirrung, hatte er seiner Rache das blutige Opfer gebracht.

Ziani warf sich neben Giovannen auf die Knie, und rief ihren theuren Namen. — Da schlug sie die Augen auf und erkannte ihn, und indeß ein unbeschreiblich süßes Lächeln über ihr bleiches, entstelltes Antlitz hinzog, winkte sie ihm, von ihr abzulassen. — Aber er dachte nicht an die Gefahr einer schrecklichen Ansteckung. Er hob die pestkranke Geliebte auf,

und trug sie in seinen Armen nach seinem Pallast. Daponte folgte ihnen.

Hier bot Ziani nun alle menschliche Kräfte auf, die Geliebte zu retten. Er verließ keinen Augenblick ihr Lager, und wachte über das theure Leben, als könne er das Ungeheuer zurückscheuchen, das es verzehren wollte. — Und es gelang ihm. — Vor so unnennbarer Liebe trat der Tod noch einmal freundlich zurück, und indeß er und Daponte von aller Ansteckung wunderbar befreit blieben, genaß Giovanna langsam wieder.

Die Ermordung des Doge hatte alle Gutgesinnte in tiefe Trauer gestürzt. So oft schon hatte der gewaltsame Tod ihres Oberhauptes, die Republik dem Untergang nahe gebracht und die gefährliche Gewohnheit war so verführerisch, bei dem kleinsten Vorwande gegen die Fürsten aufzustehen und mit der Stimme des Aufruhrs Rechenschaft von ihnen zu verlangen. Man sann auf kräftige Mittel gegen diese so häufigen Ereignisse. Endlich errichtete die noch einzig bestehende Gewalt, die Guarantia, einen gro-

ßen Rath von 740 Mitgliedern, der aus seiner Mitte 60 der bewährtesten Männer, Pregadi genannt, erwählte, in deren Hände die Staatsgeschäfte gelegt wurden, und aus welchen sich späterhin der Venetianische Senat bildete. Aus diesen wurde einer Zahl von eilfen die Wahl des Doge übertragen. — Das Volk unterwarf sich willig dieser neuen Ordnung, und die Mehrheit der Wahlstimmen entschied für Orio Malapiero; denn seiner Thätigkeit und seinen weisen Einrichtungen, wobei er das eigne Leben selbst tausendmal in Gefahr brachte, verdankte man hauptsächlich das endliche Aufhören der Pest.

Aber Malapieros Seele war von allem Stolze frei. Das Vaterland galt ihm mehr als Ruhm und Ehre, und sein heller Blick erkannte bald, daß ein größerer Geist dazu gehöre, in diesem wichtigen Augenblicke die Zügel des Staats zu ergreifen. Mit edler Freimüthigkeit erschien er vor den Wahlherren und lehnte bescheiden die Wahl von sich ab. Er wußte sie mit großer Beredtsamkeit zu überzeu-

gen, daß die schwierige Lage der Republik einen Mann erfordre, dessen hoher Muth und überlegene Geisteskraft den Partheien nicht allein Ehrfurcht einflöse, sondern der mit seinem Reichthum und erlauchten Namen auch die verblendeten Augen des Volkes auf sich zöge, und beschwor sie, die ihn getroffene ehrenvolle Wahl auf seinen Freund Sebastiano Ziani überzutragen, der alle diese Eigenschaften in sich vereinige und einzig ihren Erwartungen entsprechen werde. Die Wahlherren, ergriffen von Bewunderung für den edlen Malapiero, und dadurch desto leichter überzeugt, zögerten nicht, und wählten einstimmig Sebastiano Ziani, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß das jetzt allgemein bekannt gewordene Verhältniß mit Dapontes Tochter auf der Stelle abgebrochen werden müsse. Denn das schwankende Volk, das früher den Tod des vorigen Doge verlangt hatte, betrauerte ihn jetzt und verabscheute seinen Mörder. Es war deshalb sehr richtig vorauszusehen, daß es für einen Doge keine Liebe und

Achtung haben werde, der die Tochter eines Mörders zu seiner Gemahlin erheben wolle.

Malapiero eilte voll hoher Freude zu seinem Freunde. „Die Wahl ist vorüber!" rief er ihm entgegen, und in seinen Augen blitzte das Bewußtseyn, sich selbst überwunden zu haben. Ziani sah ihn freudig an und sagte, seine Hand ergreifend:

„Gott segne die Wahlherren! denn wenn ich die Schrift Deiner Augen verstehe, so darf ich Dich wohl als Herzog willkommen heissen!" —

„Nicht mich! entgegnete Malapiero: Gott segne die Wahlherren und mein Vaterland! Denn Du bist der Doge!" —

Da funkelte alsbald eine hohe Begeisterung aus Zianis Blicken; er hob seine Hand wie zum Schwur empor und sprach: „Lenker menschlicher Schicksale, hast Du den Glauben meines Volks auf mich gestellt, so rüste mich mit Kraft und Weisheit aus. Ich schwöre Dir, daß ich des Throns nicht unwerth seyn will!" —

Die begeisterten Freunde sanken einander in die Arme. „Ich bin ein Zeuge Deines Schwures vor Gott! und habe ein heiliges Recht an die Erfüllung Dich zu mahnen!"

Die Abgesandten des Senats kamen, um den neuerwählten Regenten zu begrüssen, und ihn einzuladen, vor den Wahlherren zu erscheinen. Ziani ging an der Hand seines Malapiero, unter dem lauten Jubel des Volks nach dem Pallast hin, wo die Wahl statt fand, und jetzt bestätigt werden sollte. Das unaussprechlich große Gefühl, die Liebe und das Vertrauen seines Volks zu besitzen, und es verdienen zu wollen, erfüllte ihn; im Hintergrunde der Seele stand aber auch Giovannens liebliches Bild, und unter den großen, heiligen Entschlüssen, grüßte ihn oft der süße Gedanke: neben sich auf dem Herrscherthrone diesen Engel der Unschuld stehen zu sehen. So in hoher, wonniger Bewegung, trat er in den Saal der Wahlherren. — Aber eine eisige Kälte zuckte durch seine heisse Brust, als er die Bedingung vernahm. — Lange stand er be-

bend und schweigend und konnte es nicht fassen. — Endlich rief er:

„Nein! Ihr habt falsch gerechnet! Behaltet Eure Krone, wenn Ihr mir damit die Seligkeit meines Herzens abkaufen wollt! Ein Volk, das eine solche Liebe aus der Brust seines Fürsten reissen will, versteh' ich nicht zu regieren, es verlangt einen Tyrannen!"

Und hiermit verließ er stolz und kalt die erstaunten Wahlherren und begab sich zurück in seinen Pallast. Er eilte in die Zimmer, die Giovanna mit ihrem Vater bewohnte, er umschlang sie mit Innigkeit und sagte:

„Du bist nun wieder genesen, Giovanna, willst Du noch zögern mein Weib zu seyn?"

„Nein! erwiederte sie sanft, und schmiegte sich an seine Brust: ich fasse es zwar nicht, wie ich Dich verdienen werde, denn ich ahnete ja nicht, daß ich den großen Ziani liebte, aber ich fühle, daß ich nur Dein Eigenthum bin!" —

Ziani drang nunmehr auch in den alten Daponte, bei einbrechender Nacht ihn die

Vermählung mit seiner Tochter vollziehen zu lassen. Er wollte alles Aufsehen und alle weitere Einwendungen vermeiden, und glaubte um so freier handeln zu können, wenn nur Giovanna erst wirklich seine Gemahlin sei. Mittlerweile war dem Volke der Grund von Zianis öffentlicher Weigerung, die Krone anzunehmen, bekannt worden, und je größer der allgemeine Wunsch war, die Regierung seinen Händen anzuvertrauen, desto höher stieg der Haß gegen den Mörder des Doge Vitale Michelis, der mit seiner Blutschuld sich nun auch an Zianis Schicksal hängen zu wollen schien. — Wie das dumpfe, Unheil verkündende Getöse vor dem Ausbruche des Erdbebens, schlich ein düsteres Murren von Mund zu Mund. Das Volk sandte Deputirte an die Wahlherren und indem es verlangte, daß man Ziani die Krone wiederholt antragen möchte, forderte es zugleich die Verhaftung und Bestrafung Dapontes und seiner Tochter. — Neue Abgesandte des Senats kamen zu Ziani; allein er sprach sie nicht, sondern verwieß sie

auf morgen, wo er den Wahlherren seinen Entschluß bekannt machen werde.

Indeß hatte Malapiero den Freund wieder aufgesucht, und alles angewendet, um ihn von seinem Entschluß abzubringen; er hatte ihn an seinen Schwur und an jenen Augenblick gemahnt, wo er ihm einst selbst in Konstantinopel sagte: das Vaterland gelte höher als die Liebe! — Allein alle Beredtsamkeit war vergebens. —

„Ihr versteht nicht, was Ihr begehrt! rief Ziani endlich in höchster Bewegung: Ihr wollt den Schutzgeist von mir reissen, der mich zum Vater des Volks gemacht hätte! — Was kann Giovanna für das Verbrechen ihres unglücklichen Vaters? — sie ist ein Engel, den mir Gott gesandt hat, und nur an ihrer Hand kann ich meinen Schwur erfüllen!"

Malapiero sah bald ein, daß er, um das Vertrauen des Freundes nicht zu verlieren, jetzt nicht weiter in ihn dringen dürfe, und fragte deshalb theilnehmend nach Giovannens Genesung. Da ging Zianis

Herz auf, er entdeckte ihm, wie nahe die seligste Stunde seines Lebens ihm sey, und daß noch in dieser Nacht Giovanna sein Weib werden würde. — Malapiero erschrak nicht wenig, denn er sah nun wohl, wie durch diese rasche That mit einemmale des Vaterlandes schönste Hoffnungen zertrümmert werden, und für Ziani die Krone auf immer verlohren gehen würde. — Er schwieg, faßte aber einen schnellen Entschluß.

Kaum hatte sich Ziani aus seinem Pallast entfernt, um im Geheim die Anstalten zu seiner Vermählung zu treffen; als sich Malapiero zu dem alten Daponte und seiner Tochter begab. Er fand das Mädchen, mit himmlischem Lächeln einen Brautkranz windend, indeß der Vater in sich versunken und vor sich hinstarrend, in einer Ecke des Zimmers saß. Sie kam ihm freundlich entgegen, reichte ihm die Hand und fragte:

„Kommt Ihr zu meiner Hochzeit? wollt Ihr nun auch mein Freund seyn, wie Ihr es meinem Ziani seyd?“ —

„Ja, das will ich! holdes Geschöpf! sagte er gerührt: Ich komme her, um Dir und Ziani meine höchste Liebe zu zeigen. Aber was fehlt Deinem Vater? will ihm die Hochzeit nicht zu Herzen?“ —

„Nein! fuhr der Alte auf. Nein, mir graut vor der Hochzeit! In meiner Brust, die vom Bewußtseyn der Blutschuld erfüllt ist, hat die Freude nicht mehr Platz!“

„O, mein unglücklicher Vater!“ rief Giovanna, und umschlang ihn: „Könnte ich Euch Euren Frieden wiedergeben, ich wollt ihn mit meinem Leben erkaufen!“

„Auch mit jenem Kranze, den Du dort gewunden?“ fragte Malapiero bedeutungvoll.

Giovanna sah ihn lange an, indem ihre Augen feucht wurden, und sagte dann: „Ja, auch mit dem!“

Nun hielt Malapiero nicht länger zurück, und erzählte ihnen offen alles, was vorgefallen war. Mit Begeisterung zeigte er, daß nur Ziani im Stande sey, die Republik vom Untergange zu retten, und daß das Vaterland

ein heiliges Recht habe, seine Liebe zu Giovannen von ihm zum Opfer zu verlangen.

„Hat denn sein großes Herz nicht Raum zur Liebe für das Vaterland und für mich?“ fragte Giovanna zitternd.

„Nein! rief Daponte, und seine Augen funkelten: Nein! Du darfst sein Weib nicht werden! Das Volk hat recht, die heiligen Stufen des Thrones darf nicht die Tochter eines Mörders besteigen. Im Wahnsinn der Verzweiflung stieß ich dem Doge den Dolch ins Herz, willst Du nun, Giovanna, im Wahnsinn der Liebe, dem Vaterlande noch größere Hoffnungen vernichten?“ —

Malapiero benutzte die Stimmung des Alten; er faßte Giovannens Hand und sagte: „Du hast Deinen Brautkranz der Ruhe Deines Vaters zum Opfer bringen wollen; jetzt liegt auch die Ruhe des Vaterlandes in Deiner Hand; hier steht Dein und Zianis Freund, aber auch ein treuer Bürger, und fragt Dich, was willst Du thun?“ —

Giovanna stand bleich und zitternd vor ihm, und schaute starr in die wild rollenden Augen ihres Vaters. Dann trat sie langsam zum Tisch, nahm den Brautkranz, reichte ihn Malapiero und sagte, ihrer kaum noch mächtig: „Hier ist mein Opfer! Gott segne mein Vaterland!"

Der Alte fing die ohnmächtige Tochter auf und legte sie auf ein Ruhebett. In höchster Bewegung faßte er Malapiero, zog ihn nahe vor Giovannen hin und sagte stolz: „Seht, das ist meine Tochter!"

Man brachte das Mädchen wieder zu sich. Ihr hoher Entschluß gab ihr Kraft, und so willigte sie denn in den Plan der Männer: noch vor Einbruch der Nacht sich mit ihrem Vater aus dem Pallast heimlich zu entfernen, dann eiligst ein Schiff zu besteigen, und über das Meer in ferne Länder zu entfliehen. Malapiero versprach, seinen Freund dann sicher zur Annahme der Krone zu vermögen.

Kaum war die Nacht eingebrochen, so kehrte Ziani, das Herz voll Liebe und Wonne,

mit einem Geistlichen zurück, der ihn mit der Geliebten vereinigen sollte. Aber ihre Zimmer waren leer. Auf ihrem Tische lag neben dem Brautkranz ein Blatt, mit folgenden Worten:

„Ziani! Du stehst zwischen der Krone „und meinem Brautkranz. Das Va„terland hat recht, eins von beiden „kannst Du nur wählen. Die Krone „reichen Dir tausend Arme Deiner hülf„losen Bürger, den Brautkranz reicht „Dir die Hand eines unbedeutenden „Mädchens. Dein großes Herz fühlt „wohl, was es wählen soll; doch, um „Dir den Kampf zu ersparen, flieh ich „von hier. Liebst Du mich wirklich, so „spähe nicht und beglücke mein Vater„land!"

Wer beschreibt Zianis Gefühl? — — So nahe dem Augenblick der Erfüllung seiner seligsten Wünsche, sah er alles vor sich verschwunden, wie Traumgestalten. „Giovanna! rief er aus: Giovanna! Du hast mich nicht freiwillig verlassen! Aber sie sollen Dich

nicht von meinem Herzen losreissen! Dein Brautkranz wiegt alle Kronen der Erde auf!"

Er rief seine Diener zusammen, bot dem, der Giovannens Spur auffinden würde, königliche Belohnung, und stürzte selbst hinaus, sie aufzusuchen.

Während dem hatte Malapiero die Fliehenden nach dem Hafen begleitet, und ihnen ein Fahrzeug verschafft, das sie in der hellen Mondnacht hinaustrug, über das Meer. Er eilte nun zu Zianis Pallast zurück, weil er wohl fühlte, daß er dem Freunde nöthig seyn werde. Als er ihn aber hier nicht mehr fand und nun überall in der Stadt lange vergeblich gesucht hatte, ging er noch einmal nach dem Hafen zurück. Er erschrack nicht wenig, als er Ziani hier eben im Begriff fand, mit seiner Galeere in die See zu stechen, um den Fliehenden nachzueilen, deren Spur aufzufinden, ihm doch gelungen war. An ein Zurückhalten war nicht mehr zu denken; kaum hatte Malapiero so viel Zeit, die Galeere auch zu besteigen, um seinen verzweifelnden

Freund zu begleiten. Ziani wollte nun einmal sein Leben an diese Liebe setzen, er war taub gegen jede andere Stimme, und stand unbeweglich an der Spitze des Schiffes, er starrte hinaus in das dunkle Meer, als wolle er Giovannens Spur auf den Wellen erspähen, die leise scherzend mit dem Bilde des Mondes spielten.

Endlich, als die ersten Lichter des Morgens über das Meer hinglitten, erblickte man in der Ferne ein Fahrzeug. Ziani gewahrte es zuerst: „Fahrt zu! rief er: dort flieht mein Glück!“ — — Die Ruder griffen gewaltiger ins Meer, die Galeere flog schneller und nach kurzer Zeit war man dem Fahrzeug nahe gekommen. Ziani erkannte Giovannen bald. Sie stand, wie an jenem Morgen, wo sie ihm im Fischerkahn die Lieder sang, in einem weißen Gewande, vom Morgenroth überstrahlt, an der Spitze des Fahrzeugs, aber sie winkte ihm, zurückzukehren. Und als er seine Arme nach ihr ausstreckte, und ihren Namen rief, flehte sie: „Laß ab,

Ziani, höre Dein Vaterland, das Dir zuruft!" — Aber Ziani hörte nicht. „Fahr' hin Vaterland! rief er: Ich verachte den Thron, der eine solche Liebe entehrt!" Er trieb die Ruderknechte zu rascherer Arbeit und bald hatten sie das fliehende Fahrzeug erreicht. Giovannens rührende, heilige Bitten, Malapieros ernste, kräftige Worte, der Fluch, mit dem der alte Daponte drohte, nichts vermochte Ziani zurückzuhalten, er ergriff ein Bret und wollte damit die Fahrzeuge vereinigen. Da rief ihm Giovanna mit hohem Muthe entgegen:

„Du furchtbarer Mensch, warum entheiligst Du unsere Liebe? dringst Du gewaltsam in mein Fahrzeug, so soll mich der Tod vor Dir retten!"

Aber Ziani hörte nicht. „Du bist mein, Giovanna! rief er, und keine Macht kann mich von Dir losreissen!"

Er warf das Bret schnell hinüber, und stand schon mitten darauf, als der alte Da-

ponte mit blankem Schwerdte wüthend hinzu sprang und ihm wie einen Seeräuber den Eintritt verwehrte.

„So will ich hier zwischen Kind und Vaterland mich stellen! schrie er: wage den Kampf mit mir!"

Aber Ziani kannte sich nicht mehr; auch er riß das Schwerdt aus der Scheide, und von Leidenschaft überwältigt, stürzte er auf Daponte los. — Als nun Giovanna das Gefecht zwischen Vater und Geliebten erblickte, als sie sah, wie beide schon bluteten, schlang sie das Seil eines kleinen Ankers, der auf dem Verdeck lag, schnell und fest um ihren zarten Leib, und indem sie rief: „Lebe wohl, mein Geliebter! für Dich und das Vaterland geh' ich in den Tod! beglücke es und gedenke mein!" sprang sie muthig in das Meer und riß den Anker mit hinab, der sie tief auf den Grund mit sich niederzog. —

Erschrocken liessen die Kämpfer ihre Schwerdter sinken. Ziani wollte sich ihr nachstürzen, doch Malapiero hielt ihn mit star-

kem Arm zurück. Auch die Schiff-Knechte wollten zu ihrer Rettung ins Meer springen, aber Daponte verwehrte es ihnen: „Laßt meine Tochter ziehn, rief er: sie kennt ihren Weg!"

Ziani lag bewußtlos in den Armen seines Freundes, Giovanna fest geankert auf dem Grunde des Meeres, und die beiden Schiffe fuhren still und langsam nach Venedig zurück.

Die Ursache von Zianis schneller Abfahrt war durch seine Diener bald unter dem Volke bekannt geworden. Es hatte nun einmal seine ganze Hoffnung auf diesen Mann gesetzt, es wüthete gegen Daponte und seine Tochter, rannte in großen Haufen dem Hafen zu und hatte sich bereits mehrerer Schiffe bemächtigt, um Ziani nachzueilen und ihn zurückzuholen, als man seine Galeere heimkehren sah. Ein großes, allgemeines Freudengeschrei tönte ihm entgegen. —

Ziani erwachte wie aus einem Traume und schaute befremdet um sich. — „Hörst

Du Dein Volk Dir rufen? — fragte Malapiero: Vernimmst Du, wie es Glück und Frieden von Dir fordert?" —

Doch Ziani schwieg und starrte vor sich hin. Da faßte Daponte seine Hand und sprach: „Hast Du Giovannens letzte Worte vergessen? Soll sie umsonst ihr Leben geopfert haben?"

Aber Ziani antwortete nicht. Er schaute zum Himmel auf, indeß ihm große, schwere Thränentropfen über die Wangen rollten, und bestieg schweigend mit ihnen das Boot, um zu landen.

Das Volk drängte sich mit Gewalt auf ihn zu. „Nimm die Krone! Ziani! — Nimm die Krone! schrie alles: Dich verlangen wir zum Doge." — Man küßte ihm Kleid und Hände, fiel vor ihm nieder, die Mütter umschlangen mit ihren Kindern seine Knie, es war ein ungeheurer Tumult. Kaum wurde der alte Daponte erblickt, so schrieen mehrere Stimmen: „Dort steht Vitales Mörder! Nieder mit ihm und seiner Tochter,

sie wollen uns auch Ziani entreissen!" — und schon wollte man auf ihn zustürzen. — Da richtete Ziani sein Haupt stolz empor und gebot Ruhe! —

„Wer die Hand an Daponte zu legen wagt, ist des Todes! rief er mit hohem Ernst: Ich bin jetzt Euer Doge, und werde ihn selbst richten. Ihr habt mich erwählt, ich willige ein, aber hütet Euch vor mir, denn ich steige mit kaltem Herzen auf den Thron!"

Man begleitete ihn nun im Triumph nach dem Pallast des Senats, wo er den Wahlherren erklärte, daß er bereit sey, die Krone anzunehmen, und so bestieg er den Thron — aber sein Herz blieb verödet! —

Daponte überlieferte sich freiwillig dem Gefängnisse. Ziani übergab seine Sache dem Senat; doch Malapiero vertheidigte den Alten dergestalt, daß selbst der Senat ihn, seiner Tochter wegen, frei sprach, und so wurde Daponte denn der treuste Diener Zianis.

Durch die ernsten und weisen Maasregeln des neuen Doge, wurde der Republik bald die

Ruhe wiedergegeben, und so kehrte denn das alte Gefühl des Muthes und der Kraft zurück. Das Volk, das seinen jetzigen Regenten vergötterte, aber auch an seinen ermordeten Vorgänger, wie an einen Märtyrer dachte, sprach seine Wünsche nun laut aus: daß Ziani Vitales Tochter, die schöne Bianka zur Gemahlin wählen, und ihr so das traurige Schicksal des Vaters wieder vergessen machen möchte. Auch seine Freunde drangen in ihn, sich zu vermählen, denn sie hofften, daß der düstre Ernst, der ihn nie verließ, am ersten durch zarte Frauenliebe weichen werde. Allein Ziani wollte die Stimme der Freunde und des Volkes nicht verstehen, er blieb ein Einsiedler in seinem Pallast und gab Biankens Hand seinem Malapiero, der ihre Liebe schon besaß.

Während dem hatte der Kaiser Friedrich nicht aufgehört, den Pabst Alexander III. zu verfolgen, und dieser, der sich vor dem unversöhnlichen Haß seines Gegners nirgend sicher wußte, floh endlich, auf die Freundschaft und den Schutz der Republik ver-

trauend, nach Venedig in ein Kloster, wo er sich vor aller Augen verbergen zu wollen schien. Aber die Republik war stolz darauf, das Oberhaupt der Kirche unter ihrem Schutze zu wissen, und Doge und Adel führten den Pabst mit großem Pomp aus seiner Einsamkeit in einen, für ihn prachtvoll eingerichteten Pallast. Man bot ihm, zwischen ihm und dem Kaiser, Venedigs Vermittelung an, und schickte auch wirklich eine glänzende Gesandtschaft deshalb an Friedrich ab. Allein der Kaiser wies sie mit Verachtung zurück, und bestand auf Alexanders Auslieferung. Da nun Ziani, der die Kraft seines Vaterlandes kannte, standhaft auf diese kränkende Zumuthung antwortete, so wurde dadurch aufs neue das Zeichen zum Ausbruch des Krieges gegeben.

Der Pabst Alexander fühlte wohl, daß sein Schicksal ganz in Zianis Händen lag, und glaubte alles mögliche anwenden zu müssen, um Zianis Interesse an das Seinige zu knüpfen. Er hatte eine Nichte, die Herzogin Valdrada, deren ungemeine Schönheit eben so

allbekannt war, als ihre großen Besitzungen, sie zu einer der reichsten und wünschenswerthesten Parthieen machte.

Alexander hatte sich vorbehalten ihre Hand zu vergeben, und so wie er schon manchen angesehenen und mächtigen Bewerber zurückgewiesen, so wünschte er jetzt sehnlich, durch sie den Doge auf immer an sich zu fesseln. Er lud sie deshalb zu sich nach Venedig ein. Ihre Schönheit und Anmuth übertraf den Ruf, der vor ihr herging, und da sie auch ein Muster weiblicher Tugend war, so huldigte ihr alle Welt. Selbst Ziani gestand, daß er nie ein vollkommneres Weib gesehen habe, und zeichnete sie mit großer Achtung aus. Da der Pabst entdeckte, daß auch auf ihr Herz Zianis hohes Heldenbild einen tiefen Eindruck gemacht habe, so hielt er den Plan ihrer Vereinigung schon für gelungen, und glaubte, daß er es dem Doge nun schuldig sey, seiner stillen Liebe und seinem bescheidnen Schweigen selbst entgegen zu kommen. Als daher die Botschaft einging, daß Kaiser Friedrich unter der An-

führung seines eigenen Sohnes Otto, eine mächtige Flotte gegen Venedig ausrücken lasse, und von den Ermahnungen des Pabstes und der Vertheidigung heilig scheinender Rechte entflammt, die Republik sich nicht fürchtete, nur mit 30 Galeeren dem Kampfe entgegen zu gehen, so sagte der Pabst, als Ziani ihn beim Abschiede um seinen Segen bat:

„Zieht getrost in den Krieg, mein Sohn! Mein Segen ist stärker denn tausend Schwerdter. Dem Sieger hab' ich das schönste Kleinod bestimmt, die Hand der Herzogin Valdrada!"

Ziani zog mit seinem Geschwader hinaus, dem Feind entgegen. An Istriens Küste traf er die große feindliche Flotte. Es begann ein furchtbarer Kampf. — Ziani focht selbst wie ein Löwe; Malapiero und Daponte an seiner Seite. — Der Letztere fiel. — — Die Uebermacht des Feindes war groß, aber was vermochte sie gegen die Tapferkeit und Kriegskunst der Venetianer? — Viele feindliche Schiffe wurden überwältigt, viele in Brand gesteckt und als Ziani und Malapiero endlich selbst

in das Admiral-Schiff drangen und mit eigener Hand den Prinzen Otto zum Gefangnen machten, war der Sieg entschieden, und der Rest der feindlichen Flotte floh. —

Mit Beute beladen kehrten die Sieger stolz nach der Heimath zurück. Nie hatte die Republik einen glänzendern und wichtigern Sieg erfochten. Die Botschaft davon flog ihnen nach Venedig voraus. Der Pabst war ausser sich vor Freude, denn er sah nun wohl ein, daß nach diesem gewaltigen Schlage, der selbst den kaiserlichen Prinzen in ihre Hände gebracht, sich der Kaiser vor ihm würde demüthigen müssen; und um die Rückkehr der Sieger recht feierlich zu machen, bestieg er in Begleitung des Senats und der hohen Geistlichkeit, mehrere Fahrzeuge, die ihn dem Doge entgegen führen sollten.

Indeß die Krieger auf Zianis Flotte frohlockten und jubelten, stand er selbst ernst und düster auf dem Verdeck seines Schiffes und schaute schweigend auf das Meer hin! — Ma-

lapiero nahte sich ihm und seine Hand ergreifend, sagte er:

„Mein Ziani, bist Du nun mit Deinem Schicksale zufrieden?“ —

Ziani sah ihn wehmüthig an: „Ich bin es! antwortete er: Aber weißt Du, welch ein Tag heute aufgegangen ist?“ —

Es war das Himmelfahrtfest, der nehmliche Tag, an welchem vor zwei Jahren sich Giovanna in den Fluthen begraben hatte. „Sieh, fuhr Ziani fort: bald nahen wir der heiligen Stelle, wo jener Engel vor der Raserei meiner Liebe zum Tode entfloh, und ohne Brautkranz, mit dem kalten Lorbeer geschmückt, zieh ich über das Lager, wo meine Geliebte schläft, wie eine Sturmwolke hin!“

Malapiero suchte ihn zu zerstreuen; er sprach mit ihm von den großen Folgen ihres Sieges und nannte den Namen der schönen Herzogin Valdrada. Doch Ziani schüttelte sanft das Haupt und sagte:

„Ich sehe wohl, Ihr alle rechnet falsch! Neben Giovannens ewig geliebtem heiligen

Bilde und neben der Liebe zu meinem Vaterlande, hat kein anderes Gefühl in meiner Seele mehr Raum!" —

Jetzt erblickte man von fern die prächtig geschmückten Fahrzeuge, welche den Pabst mit seinem glänzenden Gefolge den Siegern entgegen führten. Das Schiffsvolk begrüßte sich gegenseitig mit frohem Zuruf, und als die Schiffe dicht zusammen gebracht waren, bestieg der Pabst die Galeere des Doge, wo er ihn vor aller Augen umarmte.

„Ihr seyd der größte Held Eurer Zeit! sagte der Pabst: der Stolz des Vaterlandes, die Stütze der Kirche! Ich bin gekommen um Segen und Dank Euch entgegen zu bringen!"

Ziani sank vor ihm auf die Knie, aber der Pabst, nachdem er seine Hand auf ihn gelegt hatte, hob ihn auf und fuhr fort: „Ich bringe Dir aber auch, mein Sohn, die verheißne Belohnung. Empfange aus meiner Hand hier Valbradens Verlobungsring, sie wird den Sieger als Braut begrüssen!" und hier-

mit reichte er dem Doge einen schönen goldnen Fingerreif.

Ziani nahm ihn, aber seine Hand zitterte, und seine gen Himmel gerichteten Augen standen voll Thränen. — „Kennst Du diese Stelle hier im Meer?" fragte er leise seinen Freund. Dieser nickte, wehmüthig bejahend, denn die Schiffe hielten jetzt eben in der Gegend des Meeres, wo die Wellen einst Giovannen aufgenommen hatten. — Endlich faßte sich Ziani wieder, wendete sich zum Pabst und sprach:

„Der Lohn, den Ihr mir bietet, heiliger Vater, wäre für jeden andern größer als das Verdienst; aber ich bin schon verlobt! — — hier wohnt meine Braut! verstattet, daß ich vor Euren Augen mich noch einmal mit ihr verlobe!" — und hiermit ließ er den goldnen Ring in das Meer fallen, und schaute ihm sehnend nach, wie er in leichten Wellen-Kreisen verschwand, und hinunter sank zu der Braut, die auf dem Meeresgrunde den Hochzeitabend verschlief.

Der Pabst aber verstand Zianis Worte ganz anders und sagte: „Wohlgesprochen, Herzog! Das Meer sey fortan Eure Braut, Ihr habt sie Euch erkämpft. Zum Gedächtniß dieses großen Tages verordne ich, daß Ihr und Eure Nachfolger am Himmelfahrtfeste, alljährlich, Euch auf gleiche Weise mit dem Meere vermählen möget, zum Zeichen der Herrschaft, die ich Euch hiermit über dasselbe zugestehe!"

Die Venetianer jubelten laut über die Einsetzung dieses Festes, das ihrem Stolze schmeichelte; aber Ziani drückte wehmüthig seinem Malapiero die Hand, der ihn allein verstanden hatte.

Nachdem man im Triumph in Venedig eingezogen war, schickte Ziani den gefangenen Prinzen Otto als Friedensboten, an seinen bekümmerten Vater ab, und Venedig hatte bald die stolze Freude, durch die Vermittlung seines großen Doge, den Kaiser und den Pabst in seinen Mauern sich versöhnen zu sehen.

Ziani blieb unvermählt, und feierte noch mehrere Male das von ihm und dem Pabste

am Himmelfahrttage eingesetzte Fest; aber nur in dem Sinne einer heiligen, unvergänglichen Liebe zu Giovanna, und sendete ihr seine Verlobungsringe hinunter, als Zeichen, er sey ihr treu bis in den Tod. —

Ein und neunzig Dogen haben nach Ziani den Herzoglichen Thron noch bestiegen. Sechshundert Jahre hindurch haben sie das Fest der Meeresvermählung gefeiert. — Aber keiner ahnete des Stifters zarten, tiefen Sinn, mit dem er den ersten Ring in die Fluthen warf, und indeß sie alle, in ihrem eitlen Wahne, sich mit dem Meere zu vermählen meinten, waren seine unermeßlichen Wogen nur die Atlasvorhänge von Giovannens Brautbette, die tief auf dem Grunde desselben schlief und alle die Verlobungsringe, einzig nur als Zeichen der alten, unverletzten Treue ihres Ziani, empfing.

Die
Schlacht bei Malplaquet.

Schaff uns noch Wein, Philipp! ich habe unsere Diener schon zur Ruhe geschickt! — Wir wollen trinken und den Schlaf auf morgen wieder bestellen.

Laß uns lieber die wenigen Stunden ruhen! entgegnete dieser: Wir werden zur morgenden Arbeit Kräfte brauchen.

Nein! rief Alfons: Wir wollen trinken! trinken, als schlürften wir mit gierigen Zügen das Leben. — Wer weiß, ob das Schicksal nicht morgen schon die Neige davon in purpurnen Herzenstropfen auf dem Schlachtfelde ausschüttet.

Eben deshalb, erwiederte Philipp ernst: möchte ich nicht trinken, sondern lieber noch

Abrechnung mit mir halten und mich im Gebet stärken!

„Abrechnung! wiederholte Alfons langsam, — ja wohl, Abrechnung halten! — Aber eh' ich das Buch des Herzens dazu aufzuschlagen vermag, müssen die zentnerschweren Steine erst davon abgewälzt seyn, und deshalb schaffe Wein, Philipp. Denn je voller die Pulse schlagen, desto lieber öffnet sich die enge Brust dem Freunde, und Du sollst mir die Steine abwälzen helfen! — Durchwache mit mir die Nacht, Philipp! es kann leicht die letzte seyn, und mich treibt ein unwiderstehliches Gefühl, Dir mein Inneres aufzuschliessen."

Philipp zögerte noch, da faßte Alfons seine Hand und sprach:

„Ich liebe Dich, wie meinen Sohn! — willst Du mein lange zurückgehaltnes Vertrauen nicht als mein Vermächtniß jetzt aufnehmen?"

„O, gern! gern!" rief Philipp.

„Nun so schaffe Wein! drang Alfons in ihn: Denn mit den Feuertropfen will ich das

ſtarre Herz erſt aufthauen." — Philipp ging. — —

Es war der 9te September des Jahres 1709 und der Abend vor der verhängnißvollen Schlacht bei Malplaquet. Die vier großen Helden, Eugen und Marlborough auf der einen und Villars und Boufflers auf der andern Seite, lagen mit ihren Heeren einander gegenüber. Eine dunkle, wolkige Nacht war aufgezogen, und indeß der Schlaf die müden Heere noch einmal auf der grünen Erde zu Gaſte lud, ging ſein Bruder, der Tod, leiſe unter ihnen umher und zählte ſeine Beute, die er morgen unter der Erde zu verbergen gedachte.

Alfons d'Alembert war ein gedienter Offizier in der franzöſiſchen Armee und jetzt Adjutant bei dem Marſchall Villars; Philipp de St. Goudran ein reicher, unabhängiger Jüngling, der als Freiwilliger dem Marſchall ſeine Dienſte angeboten hatte, und von dieſem mit Freuden aufgenommen, der Leitung des erfahrnen, ernſten d'Alembert übergeben worden war. Dieſer hatte denn auch

den Jüngling so lieb gewonnen, daß er ihn fast nie von der Seite ließ und sogar sein Zelt mit ihm theilte.

So eben kam Alfons von den Marschällen her, mit denen er den Plan zur morgenden Schlacht entworfen hatte. Sie mußte geschlagen werden, wenn man dem siegreichen Vordringen der Oesterreich-Englischen Armee ein rasches Ziel setzen und Mons retten wollte. Der Augenblick war günstig, und die Marschälle wollten mit Anbruch des morgenden Tages angreiffen. Die Rollen waren vertheilt, nur eine kurze Ruhe sollte das Heer noch erquicken.

Aber Alfons wollte nicht schlafen. — Seine Seele war in großer Bewegung, denn die Gestalt des morgenden Tages schritt, ihm drohend, vorüber. Zwar hatte er schon manche Schlacht mitgekämpft, und bei tausend Gelegenheiten seinen unerschütterlichen Muth bewiesen, allein diesmal schien ihn eine besondere Ahnung gefaßt zu haben, die vielleicht durch einen Zufall aufgeregt worden war. Seit einigen Tagen hatte sich bei den französischen Truppen

eine Zigeunerin eingefunden, die als Marketenderin mitzog, und durch ihre Klugheit Aller Aufmerksamkeit erregte. Man ließ sich gern von ihr wahrsagen, denn sie wußte ihre Worte sehr gewandt zu stellen, und man trank gern in ihrem Zelte Wein, weil man ihr abentheuerliches Wesen liebte. Nur Alfons schien absichtlich vor ihr zu fliehen und bemerkte es mit unverkennbarer Unruhe, daß sie ihr Zelt in der Nähe des Seinigen aufgeschlagen hatte. Aber heut konnte er nicht ausweichen, denn mehrere seiner Kameraden zogen ihn scherzend zu der Zigeunerin hinein, liessen sich Wein geben und einige forderten, während des Trinkens, die Alte auf, ihnen wahrzusagen, indem sie hauptsächlich zu wissen begehrten: ob wohl bald eine Schlacht zu erwarten sey und wer von ihnen daraus zurückkehren werde? — — Die lustigen Frager ahneten nicht die nahe Entscheidung, denn die Heerführer hatten den, morgen zu wagenden Angriff, natürlicher Weise vor dem großen Haufen geheim gehalten, und nur dem erfahrnen und geübten Blick entging nicht die

Nothwendigkeit einer nahen Schlacht. Alfons lächelte still vor sich hin, über die glückliche Unwissenheit der jungen Offiziere, die sorglos ihrem Schicksale entgegen gingen und mit der Zukunft spielten, indeß sich das morgende Leichenfeld vor seinem Blick schon ausbreitete; er konnte sich nicht enthalten, sie alle bange prüfend anzusehen, ob denn auf keinem der blühenden Gesichter vielleicht schon ein Zeichen des Todes stehe? — aber er sah nur Leben und Kraft und hörte, wie sie wiederholt in die Zigeunerin drangen: ihnen wahrzusagen. Diese trat dann auch endlich an den runden Tisch, an welchem man zechte, sah jedem starr-ins Gesicht, ließ sich die Hände zeigen und hob an: „Erlaßt mir die Antwor für heute, denn wenn das morgen gestern heißt, werdet ihr mich nicht mehr fragen, weil viele von Euch wohl klüger geworden seyn werden, als ich, obgleich vielleicht stumm!" — Man lachte über diesen dunklen Ausspruch; aber Alfons, der allein den Sinn ihrer Worte verstand, sprang auf und rief: „Verdammte Hexe! schweig, wenn

Dich der Teufel in seinen Kuckkasten hat sehen lassen!"

„Gemach! gemach! sagte die Zigeunerin: Wer einen Stein auf dem Herzen trägt, der wälze ihn alsbald herunter, ehe die Erde ihre Steine darauf schüttet, und Herr, da habt Ihr an Euch bis morgen noch gar viel zu thun, denn in Eurer Hand steht manches geschrieben!" O, was steht denn darin? riefen neugierig die Offiziere und verlangten, daß Alfons ihr seine Hand reichen sollte. „Nun wohl, sprach er, da er nicht ausweichen konnte, was liesest Du denn in ihren tiefen Narben?" — Die Zigeunerin faßte mit beiden Händen die seinige, und sagte: „Daß ihr vergessen habt, vieles wieder gut zu machen!" — Mit diesen Worten wollte sie das Zelt verlassen, allein Alfons, der plötzlich an seiner Hand einen Ring erblickte, der ihm wohl bekannt war, schrie in höchster Bewegung: „Elende Taschen-Spielerin!" und ergriff seinen Becher und warf ihn wüthend ihr nach; — die Zigeunerin aber fing ihn mit Gewandheit auf, füllte ihn mit Wein, trank ihn

rasch aus und rief, indem sie das Zelt verließ: „Vivo Alfonso d'Alhambra!" — Alfons aber wurde bleich, drückte seinen Hut tief in die Augen und ging fort.

Die Worte der Zigeunerin und der Ring, den sie ihm heimlich an den Finger geschoben, hatten sein Inneres gewaltig in Aufruhr gebracht, und er wollte nicht schlafen, als ihn der Marschall entlassen hatte, sondern das lang verschloßne Herz dem jungen Freunde öffnen.

Philipp de St. Goudran trat endlich mit einem Korbe Wein ins Zelt. — „Von wem hast Du den Wein genommen?" frug Alfons —

„Von der Zigeunerin, antwortete Philipp. Ihr Zelt steht uns am nächsten, und alles übrige im Lager schläft schon!"

„Aber weshalb hast Du drei Becher mitgebracht?" — fragte Alfons wieder.

„Die Alte hat sie mir wohl aus Versehen in den Korb gelegt!" sagte Philipp.

„O, ich bitte Dich! fuhr Alfons auf: lege den dritten Becher weg; es stöhrt mich gewaltig! er sieht aus, wie der dritte Mann, und ich will mit Dir allein seyn!“ —

Philipp legte ihn still wieder in den Korb. Alfons ging mit starken Schritten im Zelte umher und leerte mehrere Male schweigend seinen Becher; — dann blieb er stehen und besah tiefsinnig den Ring, den er noch nicht wieder abgezogen hatte. „Zum zweitenmale mit Dir verlobt? sagte er. Das erstemal zum Kummer, und jetzt vielleicht zum Tode?“ — „Nein! rief er nach einer Pause. Was soll der Ring! — unser Band ist zerrissen!“ — und mit diesen Worten zog er ihn ab und legte ihn scheu auf den Tisch! — —

Philipp saß stumm da und sah ihn verwundert an, denn in solcher Gemüthsbewegung hatte er seinen ernsten Freund noch nie gesehen. —

„Was starrst Du mich so an? fragte Alfons. — Kannst Du die Schrift auf meiner Stirn lesen?“ —

„Mich bekümmert der Aufruhr in Deinem Gemüthe!“ sagte Philipp sanft und reichte ihm die Hand.

„Laß das! fuhr Alfonso fort, ich denke, nach diesem Sturme soll mir leichter werden. Das alte Leichenhuhn dort drüben hat Recht, ich will den Stein vom Herzen wälzen, und dann mit Gott in die Schlacht!“ — Er zog hierauf die Zeltvorhänge fester zusammen, nahm einen Stuhl und setzte sich zu Philipp an den Tisch.

„Siehst Du, hob er an, und zeigte ihm den Ring, der auf dem Tische lag: um diesen Reif, der, Gott weiß wie, in die Hände jener Hexe gekommen ist, schlang sich einst mein ganzes Glück! — Ich bin nicht Dein Landsmann; ich heisse nicht d'Alembert; ich bin ein Spanier und mein Name ist Alfonso d'Alhambra! — Ich wurde von reichen Eltern gebohren, und von meinem Vater, der selbst Offizier in der Spanischen Armee war, von früher Jugend an zum Kriegsdienste erzogen. Er war ein leidenschaftlicher, wilder Mann und

glaubte, ein unbezähmtes Gemüth ziere den Soldaten! — Deshalb wuchs ich auch in voller Freiheit des Willens auf, und kannte keine Gesetze. Meine Mutter war das Gegentheil vom Vater, sie war sanft und sehr bigott, und sah mit tiefem Kummer ihres Gatten tolles Treiben und mein wildes Aufwachsen. Sie mag wohl wenig ruhige und glückliche Stunden in ihrer Ehe verlebt haben, denn ich sah gewöhnlich ihre Augen voll Thränen. Da sie mir nun, wo sie nur wußte, immer unendlich wohlthat, so hegte ich eine große Liebe zu ihr und erhielt nach und nach eine Scheu vor meinem Vater, dem ich die Ursache dieser stillen Thränen zuschob. Er wurde mir aber bald auf eine unglückliche Weise entrissen, denn als er ein junges, wildes Pferd bändigen wollte, sprang dieses mit ihm von einer Brücke hinab und Mann und Roß ertranken in dem Strome.

Meine arme, fromme Mutter hielt diesen gewaltsamen Tod für eine Strafe Gottes, und versank in tiefe Schwermuth. Sie ließ Messen für den Vater lesen und verdoppelte ihre

Andachtübungen. Auch ich lag oft auf meinen Knieen neben ihr und betete; doch mehr in Furcht als in Andacht, denn sie hatte mir die ewige Verdammniß meines Vaters schrecklich genug geschildert.

Ich war jetzt ein Knabe von vierzehn Jahren, kräftig aufgewachsen, in allen körperlichen Uebungen gewandt; übrigens aber noch höchst unwissend, denn ich konnte kaum lesen und schreiben. Mein Vater wollte es nicht anders, und hatte mir immer gesagt: ein Soldat brauche nichts zu wissen, als wie er den Degen zu führen habe! und ich wollte nichts anders werden, als Soldat. — Aber meiner Mutter war das ein Gräuel, sie brachte mich zu den Dominikanern und übergab mich ihrer Erziehung. Das war mir sehr segenreich, denn ich fand herrliche Männer in diesem Kloster, die sich väterlich meiner annahmen; meine Leidenschaften zu zügeln, mein Herz zu bilden suchten und mich weit vorwärts in den Wissenschaften brachten. Der Trübsinn meiner Mutter hatte aber indeß noch mehr zugenommen;

sie behauptete, daß ihr mein Vater allnächtlich im Traume erscheine und die Errettung seiner Seele von ihr verlange. Hierzu kam noch, daß meine Schwester, die viel jünger als ich und der Liebling der Mutter war, in eine sehr schwere Krankheit verfiel und oft in ihren Phantasien von der Schreckensgestalt meines Vaters sprach, von der sie ja oft genug meine Mutter hatte reden hören. Die Mutter war in Verzweiflung, sie wußte nicht, wie sie ihre eigne Seele beruhigen und das Leben des geliebten Kindes retten sollte, sie wendete sich, da die Aerzte zu dem letztern wenig Hoffnung mehr gaben, deshalb an ihren Beichtvater. Dieser rieth ihr dann, als das einzige Rettungsmittel: ein Gelübde für das Leben des Kindes zu thun, und einen Theil ihres bedeutenden Vermögens der Kirche zu Seelenmessen für meinen Vater zu übergeben. Die arme geängstigte Frau gab willig eine große Summe, und weil sie überdieß meinen Hang zum Soldatenleben für sündlich hielt, auch mich dem Himmel zu retten und ihn zu versöhnen gedachte, so nahm sie die

Gelegenheit wahr, und schwur: daß ich mich der Kirche weihen und ein Priester werden sollte, wenn ihr der Liebling erhalten würde! —

Ich schauderte zusammen, als meine Erzieher mich von dem Gelübde der Mutter unterrichteten, und, es höchlich billigend, mir die Erfüllung desselben zur Gewissenssache machten, ja, ich hegte oft den Wunsch, daß meine Schwester lieber sterben, als mich durch ihre Wieder-Genesung in das freudenlose Mönchsleben stürzen möchte; denn mein leidenschaftliches Gemüth paßte nicht für die Stille des Klosters, und mein Hang zu dem freien, ungebundenen Soldatenleben, das ich nun bald zu beginnen gedachte, war unbesiegbar. Doch meine Schwester genaß wirklich und von allen Seiten drang man nun in mich, das Gelübde der Mutter zu erfüllen. Aber die Ermahnungen und das Drohen der Geistlichkeit, das Flehen meiner Mutter und ihr, mir endlich angedroheter Fluch, alles vermochte nichts gegen meinen unbesiegbaren Hang zu einem freien Leben in der schönen Welt und gegen die unauslöschbaren Flam-

men, die schon in meinem Busen aufschlugen! —

Alfonso hielt hier inne; er stand sehr bewegt auf und knüpfte die Vorhänge des Zeltes fester zu, die leise, wie ein Nachthauch rauschten.

„Philipp! fuhr er dann fort: ich vermag Dir nur mit wenig Worten zu sagen, was in meinem Herzen vorging. In Deinen Jahren versteht man ja leicht das heiligste Gefühl einer fremden Seele. — Ich liebte! — Zufällig hatte ich die Bekanntschaft eines holden Mädchens, aus einer angesehenen Familie, gemacht, die auch den Schleier nehmen sollte. Gleiches Schicksal führte uns näher zu einander und aus der gegenseitigen Theilnahme ward endlich eine heisse Liebe. Wie konnte ich über diese Gluth im Herzen die Mönchskutte werfen, wie zugeben wollen, daß hinter dem ewigen Schleier die Schönheit meiner Isabella verblühen sollte." —

„In dieser Noth und bei dem Drängen von allen Seiten, gab ich endlich, um nur Zeit zu

gewinnen, scheinbar nach und trat wirklich das Noviciat im Dominikaner Kloster an."

„Aber während dieser Zeit sann ich auf Mittel, mir und meiner Geliebten zu helfen, und bereitete alles höchst vorsichtig zu unserer Flucht vor. Auch Isabella willigte endlich dazu ein und ihre treue Kammerfrau Anna, die ihre Gebieterin in meinen Armen glücklicher, als im Kloster glaubte, half mir den Plan der Entführung ausführen. — Vergessen waren die Ermahnungen meiner Lehrer, vergessen der Zorn der Kirche, vergessen das Gelübde, die Angst und der Fluch der Mutter. — Sieh, Philipp! dort liegt der Ring! — als ihn mir Isabella in der Nacht unserer Flucht aufsteckte, trug ich nichts im Herzen, als sie allein!" —

Den Tag vor meiner Einkleidung als Mönch, entkamen wir glücklich. Ein einsames, nur von Hirten bewohntes Thal in den Pyrenäen, nahm uns auf, und da ich mit kluger Sorgfalt jede Spur hinter uns verwischt hatte, so glaubte ich hier mit meiner Geliebten

ganz sicher zu seyn. Wir vernahmen auch von keiner Verfolgung und lebten in Ruhe und in der Liebe. —

„Philipp! hätte mir das Schicksal mit der Seligkeit jener Tage, das Glück langer darauf folgender Jahre abkaufen wollen, ich würde den Preis damals nicht zu hoch gefunden haben!“ —

„Aber ich selbst zerstörte mir diesen Himmel. Es ward mir nach und nach doch zu einsam in dem bloßen Umgang dieser beiden Frauen, ich fühlte meine Freiheit beschränkt; das männliche Gefühl erwachte in mir, das sich nach einer gewissen Weltbestimmung sehnt, und nicht allein blos im Gefühl der Liebe, von einem Tage zum andern fortleben, sondern auch weit aussehende, stolze Pläne für die Zukunft entwerfen und ausführen mag. Hierzu kam, daß Isabellens Frohsinn jetzt oft durch die stillen Vorwürfe, die sie sich über unsere Flucht und unser Verhältniß zu machen anfing, getrübt wurde und daß in den düstern Wolken, die deshalb über uns aufzogen, auch mir das drohende Bild

meiner armen, tiefgeängstigten Mutter oft wieder erschien. Ich versprach, zu Isabellens Beruhigung, einen Geistlichen aufzusuchen, der unsere Trauung vollzöge; es war mir aber weniger darum zu thun, als vielmehr um ausser unserer Hütte Zerstreuung zu finden. So wagte ich mich denn nun, aus unserem verschwiegenen Felsenthale, und knüpfte Bekanntschaften in den benachbarten Orten an. Aber, ich Unvorsichtiger, zeigte unsern Nachspührern den Weg zu unserem Asyl. Als ich eines Tages über das Gebirge zurückkehren wollte und vom Gipfel desselben in unser Thal hinab schaute, sah ich zu meinem Entsetzen unsere Hütte mit Soldaten umringt; ich sah, wie man Isabella und Anna auf einen Wagen setzte und mit Bedeckung abführte, und wie die Uebrigen theils die Zugänge des Thals besetzten, theils sich im Gebirge zerstreuten, wahrscheinlich um auch meiner habhaft zu werden. — Mein ganzer Muth sank bei diesem Anblick. Isabellen konnte ich nicht mehr helfen, und so, in der Furcht vor der gewiß nicht ausblei-

benden, gräßlichen Strafe, ergriff ich die Flucht, und rannte in der größten Angst unausgesetzt, bis ich die französische Grenze erreicht hatte."

„In einer Grenzstadt fand ich französische Werber. Das war mir höchst erwünscht; ich war ihrer Sprache völlig mächtig, gab mich für einen Eingebohrnen aus und ließ mich anwerben. — Meine vielseitigen, bei den Dominikanern erlangten Kenntnisse, kamen mir hier trefflich zu statten, man ward aufmerksam auf mich, zeichnete mich bald aus, und da ich mich meinen Obern sehr brauchbar zu machen wußte, so beförderte man gern mein Glück und ich stieg von Stufe zu Stufe. Hier war ich nun in meinem Elemente, meine Wünsche waren erfüllt und ich fühlte mich höchst glücklich. Ich hatte meinen Namen verändert und nannte mich Alfons d'Alembert; keine Nachstellungen beunruhigten mich mehr, und Isabella stand in dem lustigen Gewühle der Welt auch bald nur noch wie ein halb vergeßnes Traumbild vor mir. Schon nach einer zehnjährigen Dienstzeit war ich Kapitän, und von

dem Marschall Villars, bei dessen Regiment ich stand, besonders wohl gelitten. — — Ich würde ein glänzendes Glück gemacht haben, wäre ich auf dieser Laufbahn geblieben; aber ein sonderbarer Zufall führte mir eine Erscheinung in den Weg, die meine stolzen Pläne umwarf, indem sie mir noch einmal die Hoffnung auf ein schönes Glück zeigte." —

Alfonso schwieg, als versänke er in ein süßes Träumen. — „Philipp! fragte er dann mit glühenden Augen: Philipp! kennst Du die Liebe?" —

„Nein, sagte dieser unbefangen freundlich, noch kenne ich sie nicht."

„O! auch Du wirst sie kennen lernen! fuhr Alfonso begeistert fort: Auch in Dein Herz wird sie einziehen und Dich grüßen mit süßer Stimme, wie die Nachtigall am ersten Frühlingsmorgen die Heimath; dann denke an mich und an diese einsame Stunde! — Sieh, ich war Kapitän; ich hatte die Gunst des Feldherrn, die Achtung meiner Kameraden und war dem Anschein nach ein glücklicher Mensch. Allein,

es kamen doch Stunden, wo mitten in meinem wilden, lustigen Leben das traurige Schicksal der verlaßnen Isabella mir vor das Auge trat, und der Fluch der Mutter, das unerfüllte Gelübde von mir fordernd, wie die Mitternacht-Glocke dumpf an mein Herz schlug." —

„Da verfiel ich in eine schwere Krankheit und hatte Niemand, der mich liebend pflegte und wartete. Ich kam mir oft ganz verlassen vor, und während mich die Bilder der Vergangenheit furchtbar ängstigten, bat ich den Himmel, er möge mir einen Engel schicken, mich zu entsündigen, oder den Tod! — Aber er sendete mir den Engel. — Ein Zigeuner-Weib, mit Namen Biorenka, und, daß ich Dir es offen bekenne, eben jenes alte Scheusal, das hier als Marketenderin spuckt, war mit einem wunderschönen Mädchen, von etwa 13 Jahren früher schon in das Haus gezogen, worin ich wohnte. Die holden Züge des halberwachsenen Kindes hatten für mich etwas unerklärbar Anziehendes, und als das liebliche Wesen auch mich aufzusuchen und sich an mich anzuschließen

schien, fühlte sich mein Herz wunderbar beweg und ihm ergeben. Dieser Engel ward meine Pflegerin. Ihre Gegenwart verscheuchte immer jede düstre Stimmung und ein unbeschreiblich seliges Gefühl goß sich in meine Seele aus, wenn ich das Mädchen um mich hatte. Die Alte schien unser zartes Verhältniß gern zu sehen, ob sie sich gleich selbst zurückgezogen hielt. Kaum aber war ich genesen, so trat sie eines Morgens in mein Zimmer und sagte mir: daß sie mich verlassen müsse und von mir Abschied zu nehmen käme! — Das fuhr mir wie ein Dolchstich durch das Herz, denn ich konnte ohne das Mädchen nicht mehr leben, und indem ich sie beschwor, mir ihre Tochter zu lassen, warf ich ihr einen schweren Beutel mit Gelde hin. — „Nein, Herr, sagte sie, und sah mich freundlich an, verkaufen werde ich mein Kind nicht; aber wenn Ihr Euch seiner als Vater annehmen wollt, so mag sie bey Euch bleiben; in Jahr und Tagen komme ich wieder zurück und hole sie ab!" — Ich steckte beschämt mein Geld wieder ein, versprach alles mit Freuden

und die Alte reiste heimlich fort. — Das Mädchen war im ersten Augenblicke ausser sich, von der Mutter sich verlassen zu sehen; allein meine Vorstellungen und Liebkosungen beruhigten sie endlich wieder, und sie hing sich nun mit aller Liebe an mich. — Aber auch mein Herz war mit aller Kraft des Gefühls nur dem Mädchen zugethan. Sie galt mir mehr als alles übrige, sie erfüllte mich allein und ich hatte keinen andern Gedanken, als sie mir zu erhalten. Mit Angst und Beben dachte ich an den Augenblick, wo die Alte zurückkehren und sie mir wieder nehmen würde. Ich faßte deshalb den Entschluß, mich mit dem Mädchen vor der Welt so lange verborgen zu halten, bis ich sie unwiderruflich mein Eigenthum nennen dürfte. — Ich nahm ihretwegen meinen Abschied und verbarg mich mit meinem Kleinod in einem Winkel Frankreichs. Hier habe ich sie dann zur Jungfrau auferzogen, für mich ist sie in ihrer Schönheit aufgeblüht, für mich habe ich ihr Herz so zart und rein, ihren Geist so reich gebildet, denn sie liebt mich, ich zweifle nicht mehr und an

ihrer Brust will ich das Glück und den Frieden noch finden, den ich so lange vergeblich suchte!" —

„Und dennoch hast Du die Geliebte wieder verlassen können, sagte Philipp; und bist in den Krieg gezogen?" —

„Der Marschall Villars, fuhr Alfonso fort: kam aus Deutschland zurück und erhielt das Oberkommando dieser Armee. Durch einen Zufall erfuhr er meinen geheimen Aufenthalt, lud mich zu sich und bot mir den ehrenvollen Posten seines Adjutanten an. Da erwachte die alte Lust zum Soldaten noch einmal in mir, und ich glaubte diese Gelegenheit zum Ruhme nicht ausschlagen zu dürfen, denn, Freund! man mag vor der Geliebten wohl gern als Held erscheinen. Ich ließ sie unter sicherer Obhut zurück und schied, trotz ihrer Thränen. — Sieh, nun bringe ich ihr zwei Orden mit und manche Narben, die mich nicht verstellen und bald gedenke ich wieder zu ihr zurück zu kehren, um sie mein Eigenthum zu nennen. — Wenn nur die alten Bilder der

Vergangenheit nicht wären!" — — Er schwieg! — nach einer langen Pause fuhr er auf: „Wo hat die Hexe den Ring herbekommen? — woher kennt sie meinen Namen? — Ist sie mir aus Spanien nachgesendet, um mich auszuspüren und zu verderben?" — Er riß den Degen aus der Scheide und rief wüthend: „Sie soll sterben! erst will ich die Gespenster alle verjagen, ehe die Brautnacht aufdämmern soll!" —

Philipp suchte ihn zu begütigen und versprach, der Zigeunerin ihr Geheimniß selbst abzudringen.

„Gut! sagte Alfonso, gut! ich habe aber noch eine andere Bitte an Dich, Philipp, an deren Erfüllung meine Ruhe hängt, so schwer sie Dir auch immer fallen möchte."

„Fordre! sprach Philipp: für Dein, mir heut bewiesenes Vertrauen bin ich Dein großer Schuldner."

„Du bist reich und unabhängig! fuhr Alfonso fort: Du dienst als Freiwilliger und wirst doch nicht immer in Kriegsdiensten bleiben.

Wenn der Krieg nun vollendet ist, dann geh nach Spanien, suche meine Verwandten und Freunde auf, forsche nach Isabellen und versöhne mich mit ihnen. Ich scheue kein Opfer, nur ich selbst kann nicht wieder zurück und doch wage ich kaum von der Zukunft neues Glück zu fordern, ehe ich meine Abrechnung mit der Vergangenheit geschlossen habe. — Versprichst Du mir dies Philipp? — willst Du meinem Herzen endlich die Ruhe wiedergeben? —

„So lieb mir meine eigne ist! rief dieser: ich schwöre Dir, wenn mir der Himmel das Leben fristet, nach beendigtem Kriege die Reise nach Spanien mein erstes Geschäft seyn zu lassen!"

„Wohlan! sprach Alfonso: So ist der Stein vom Herzen gewälzt! — Dort liegt Isabellens Ring; nimm ihn, mein Freund, und laß ihn nicht vom Finger; er soll Dich an die Erfüllung Deines Versprechens mahnen, denn ich sage kein Wort mehr darüber. — Und nun stoß an, Bruder! — Ein glückliches Wiedersehn am Siegermahle nach der morgen-

den Schlacht! ein glückliches Wiedersehn im Arm der Liebe, nach der Versöhnung." —

Des Jünglings Seele war tief bewegt und wie von fernen Ahnungen erschüttert, steckte er sehr ernst Isabellens goldnen Reif an den Finger; dann stieß er rasch, auf ein glückliches Wiedersehn! die Becher zusammen. —

„Wo habt Ihr denn den dritten Becher? ich will auch mittrinken!" sprach eine Stimme dazwischen, und als sie sich umsahen, schaute das Gesicht der Zigeunerin durch die aus einander gezogenen Zeltvorhänge.

„Ach! Biorenka! bist Du da? — Du kommst zur rechten Zeit! rief Alfonso, öffnete schnell das Zelt und zog die Alte gewaltsam hinein.

„Nur sachte! sachte! sprach diese. So führt man seine Gäste nicht zur Tafel!"

„Du bist mir ein saubrer, erwünschter Gast! entgegnete Alfonso; den ich aus lauter Gastfreundschaft so lange traktiren will, bis ich ihm tief ins Herz geschaut, oder es ihm aus der Brust gerissen habe!"

„Das würde Euch wenig helfen! sagte die Alte: Ihr versteht ja doch nicht mit Herzen umzugehen. Aber Ihr braucht nicht zu fürchten, daß ich Euch Euern Wein wegtrinken will! setzte sie ruhig hinzu. Ich habe selbst noch ein Fläschchen mitgebracht und will mit Euch auf eine liebe Gesundheit anstoßen!" —

Bei diesen Worten zog sie eine Flasche hervor, nahm den dritten Becher aus dem Korbe, schenkte alle drei voll und nöthigte die beiden Männer zum Trinken. Aber Alfonso schlug ihr den Becher aus der Hand, den sie ihm reichte und rief: „Ich will keine Gemeinschaft mit Dir haben und eher soll auch Deine Lippen kein Tropfen netzen, bis Du mir Rede gestanden!" —

„Ich könnte das letztere wohl von Euch zuerst fordern, erwiderte die Alte, doch was begehrt Ihr denn von mir zu wissen?" —

„Wo Du den Ring her hast, den Du mir heut auf den Finger geschoben und weshalb Du den Namen d'Alhambra aussprachst?" — fragte Alfonso dringend.

„Herr! entgegnete sie: Ich habe beide nicht gestohlen. Sie waren aber verlohren gegangen und ich weiß, daß ich beide Kleinodien dem rechten Herrn wieder gebracht habe.“

„Ich mag Deine Geschenke nicht! schrie Alfonso aufgebracht: Du entkommst mir nicht, Gauklerin! treib' mich nicht aufs Aeusserste und gestehe, wer Du bist und was Du von mir weiß't.“

„Wir wollen tauschen; meinte Biorenka: Steht Ihr mir Rede, so will ich auch Euch Antwort geben. Wo habt Ihr meine Tochter gelassen?“ —

„Was fragst Du jetzt nach Deiner Tochter? antwortete Alfons: Du hast sie Jahre lang vergessen und nun ist sie mein! — Oder willst Du sie etwa auch in Dein schändliches Gewerbe einweihen?“ —

„Das kümmert Euch nichts! sprach die Alte: Ihr wißt, daß ich es gut mit Euch meinte, allein jetzt verlange ich ernstlich, daß Ihr mir den Aufenthalt meiner Tochter ent-

deckt und ich fordre sie als Mutter von Euch zurück!" —

Alfonso lachte grimmig auf. „Nein! rief er: so weit wollen wir das Spiel nicht treiben! Mein bleibt das Mädchen und keine Gewalt der Erde soll es mir nehmen!" —

„Gebt sie mir immer wieder zurück, ich lasse Euch auch noch einmal in dies Auge schauen!" sagte die Zigeunerin, eine goldne Kapsel aus ihrem Busentuche ziehend und sie ihm offen hinhaltend.

Alfonso riß ihr das Bild aus der Hand, starrte es an und der Name Isabella! entfuhr seinen Lippen; aber die Kapsel mit Abscheu von sich werfend und auf Biorenka eindringend, rief er: Bekenne, Zigeunerin, woher kennst Du meine Schicksale?" —

„Herr! Ihr seyd sterblich! sagte sie sehr ernst: Vielleicht hat Euch morgen schon der Tod den Mund versiegelt. Deshalb verlange ich zur Stunde jetzt, erst Nachricht von meiner Tochter, sonst gehe ich von hier aus zum Feldherrn und fordre seine Hülfe, und morgen kennt

das ganze Lager den entlaufenen Dominikaner Mönch! Ihr seyd in meiner Hand!" —

„Nein, das bin ich nicht! schrie Alfonso wüthend: von Deinen Gespenster-Krallen will ich mich bald befreien!" — und hiermit zog er den Degen, warf die Alte zu Boden und würde sie in seiner Wuth wahrscheinlich durchstochen haben, wenn nicht Philipp ihm in die Arme gefallen wäre.

In diesem Augenblicke trat eine Ordonanz in's Zelt und rief den Adjutanten zum Marschall. Alfonso faßte sich schnell und eilte, ihr zu folgen. Auch Biorenka raffte sich still wieder auf und sagte zu Philipp: „ich danke Euch, junger Herr; aber getödtet hätte er mich doch wohl nicht! Er denkt nur, ich werde ihm mein Mädchen wieder entreissen; das macht ihn wild, weil er sie lieb hat. Eigentlich wäre mir das nun wohl schon recht, allein er verdient das Kind nicht, denn sein wildes Gemüth kennt keine Liebe und Treue, und ich habe heilige Rechte, nach ihr zu fragen. Ihr seyd der Freund des stolzen, trotzigen Mannes, ich be-

schwöre Euch, schafft mir Nachrichten von meiner Tochter; es hängt der Friede manches Herzens davon ab, denn ich ahne das Heranschreiten einer furchtbaren Leidenschaft!" —

Philipp, den Alfonso's Benehmen gegen die Alte empört hatte, versprach es ihr; worauf sie sich dann ruhig fortschlich.

Es war schon Mitternacht, aber in des Feldherrn Auge war kein Schlaf gekommen. Alfonso fand beide Marschälle beisammen und erfuhr von ihnen, daß durch Deserteure so eben die Nachricht eingegangen sey: die Feinde wären von dem, morgen mit dem Frühesten, zu wagenden Angriff unterrichtet und wollten ihm sogar zuvorkommen! Der Marschall Villars hatte deshalb beschlossen, einen Menschen, der sich gestern früh durch die Vorposten zu ihm hatte bringen lassen, um über den Tod des Prinzen Eugen zu unterhandeln, den er, bei der sorglosen Sicherheit, in welcher der Prinz sich glaubte, in der nächsten Nacht aus dem Wege zu schaffen versprach, sofort durch ein Kommando, dem Prinzen selbst zu übersenden

und ihm sagen zu lassen: „Er schicke ihm hier ein Wild für seine Küche, das er nicht brauchen könne, werde ihn aber des nächsten selbst besuchen!“ Villars, der den Meuchelmörder wirklich haßte und dem Prinzen, durch die Auslieferung desselben, einen Beweis seiner ritterlichen Gesinnungen geben wollte, dachte zugleich, durch dieses Kommando die sichersten und schnellsten Nachrichten von den Bewegungen des feindlichen Heeres selbst einzuziehen und seinen Gegner, durch Ueberlieferung dieses Verbrechers, für den Augenblick zu beschäftigen. Deshalb befahl er dem Adjutanten, in der größten Eil, durch einen unternehmenden Offizier, diesen Menschen an den Prinzen zu senden. „Kommandiren Sie, setzte der Marschall hinzu: den Lieutenant St. Goudran; er ist Ihnen der Nächste und ich vertraue ihm!“ Als nun Alfonso gehen wollte, rief ihm der Marschall nach: „Wenn das Kommando die feindliche Armee schon in vollem Aufbruch finden und es nicht mehr möglich seyn sollte, den Arrestanten abzuliefern, so mag man ihn dann ohne wei-

teres auf der Stelle erschießen lassen, mir aber schleunig Nachricht geben!"

Alfonso ließ den gefesselten Menschen herbei führen und eilte, seinem jungen Freunde die Befehle des Feldherrn zu überbringen. Indeß dieser sich nun eiligst rüstete und sein Pferd satteln ließ, fragte Alfonso erzürnt: weshalb er die Zigeunerin entlassen habe? —

„Weil ich sie Deinen Mißhandlungen entziehen wollte, entgegnete Philipp: und es über mich genommen habe, in ihrem Namen Dich ernstlich nach ihrer Tochter zu fragen."

„O! lachte Alfonso: Erspart Euch die Mühe! Das soll mir keine Gewalt abdringen, wo ich mein Kleinod vor den Schlingen der Welt verborgen halte. Wenn es erst ganz mir zu eigen gehören wird, dann könnt ihr wieder nachfragen!" —

„Alfonso! rief Philipp erstaunt: Ist der tapfere, edle Krieger ein Mädchenräuber worden?" —

„Laß das gut seyn! antwortete dieser: Wir sprechen wohl ein andermal davon! Jetzt

erfülle, was Dir der Feldherr aufgetragen!" — und mit diesen Worten zeigte er auf Philipps Pferd, das eben vor das Zelt geführt wurde. —

Der Jüngling schied ernst und unzufrieden von ihm und bestieg schweigend sein Roß, indeß man den Arrestanten auf ein Pferd gesetzt hatte, welches zwei Reiter zwischen sich nahmen und so, noch von einem Trompeter begleitet, ging der Zug durch das stille, dunkle Lager. Man war schon über die letzten Vorposten hinaus und sah nun die Wachfeuer des Feindes vor sich. Da fing der Gefangene gar jämmerlich an, um Erbarmen zu flehen. Er sah seinen gewissen Tod vor Augen und stellte so dringend vor: daß er ja nichts, als ihnen den Sieg habe verschaffen wollen, daß mit dem einen Leben, welches er zu opfern gedacht, viele Tausende gerettet worden wären; er gestand: daß er im Auftrag einer mächtigern Hand habe handeln sollen und daß er nur zur Unterstützung seiner armen Familie den Lohn des französischen Feldherrn gesucht hätte. —

Philipp ritt schweigend weiter, als höre er es nicht, aber im Stillen verwünschte er diesen Auftrag. Da sagte einer der beiden Reiter zu dem Gefangenen: „Ja, ja, du armer Teufel! Du hattest es gut mit uns im Sinne, aber es wird Dir schlecht gelohnt. Unser eins treiben sie zu Haufen in den Tod, da kräht kein Hahn danach, aber Prinzenblut ist theurer, ob's gleich nicht röther und wärmer ist und wenn sich die Feldherren gegenseitig das Leben schonen, da giebt es dann recht schöne, volle Schlachtfelder!" —

„Ruhe!" — gebot Philipp und man ritt schweigend weiter vor, gegen das feindliche Lager. Aber man stieß auf keine Vorposten, ja man fand sogar die Wachfeuer verlassen, in welche absichtlich viel Holz geworfen zu seyn schien, um sie lange noch brennend zu erhalten. Als sie nun an einem solchen Platze still hielten, vernahmen sie in der Ferne ein Getöse, wie von vorüberziehenden Truppen und überzeugten sich bald, daß die feindliche Armee wirklich schon im Aufbruch war und dem verrathenen Angriff der Franzosen zuvorkommen wollte. Philipp

bedachte sich keinen Augenblick; er befahl seinem Trompeter: eiligst nach dem Lager der Seinigen zurückzusprengen und dem Marschall die Nachricht vom Anrücken der alliirten Truppen zu bringen; aber ihn faßte nun mit Schauder der Gedanke, da es nicht mehr möglich war, den Verbrecher in die Hände der Feinde zu liefern, daß er das Todesurtheil jetzt werde vollziehen lassen müssen. Er befahl ihm deshalb, vom Pferde zu steigen und fügte hinzu, was ihm bevorstehe. — Der arme Mensch warf sich heulend vor ihm auf den Boden und flehte für sein Leben. Ach! jedes Wort durchschnitt Philipps Herz, allein die Pflicht stand mahnend neben ihm; er wendete sich mit Thränen in den Augen ab und indem er den beiden Reitern ihre Pistolen aus den Halftern zu ziehen befahl, hieß er den Unglücklichen zu Gott beten. —

„Herr Lieutenant! sagte ernst bescheiden der „alte Reiter: Zur Exekution sind wir nicht „ausdrücklich kommandirt; ich schieße nicht! „Laßt den Kerl laufen, was hat er uns gethan? „Der Trompeter ist fort, — ehe wir ins La-

„ger zurück kommen, ist der Teufel schon los=
„gegangen, kein Mensch fragt Euch dann mehr
„und sollten sie Euch doch fragen, so beruft
„Euch auf uns; wir haben ihn niedergeschos=
„sen!“ —

Der Gefangene bekam Hoffnung und flehte von neuem; aber Philipp zögerte und schwieg. Da sprach der alte Reiter: „Herr! es wird Euch nicht wieder so leicht vorkommen, daß Ihr ein Menschenleben zu verschenken habt, nehmt die Gelegenheit wahr! ich merke, es wird heute ein heißer Tag werden; Ihr werdet auch nicht der Letzte seyn und wenn man da auf dem Felde steht, wo das Leben so wohlfeil ist, da macht es sogar der Segen eines armen Sünders theurer. Laßt den Kerl laufen; ich werde ihm die Banden zerschneiden! — darf ich?“ —

„Du darfst!“ sprach Philipp und wendete sein Pferd. Der alte Reiter aber sagte, indem er dem Gefangenen die Banden zerschnitt: „Kerl! wenn Du betest, so vergiß nicht den Namen Philipp de St. Goudran auszu=

sprechen!" — und hiermit flogen die beiden Reiter ihrem Offizier nach, dem Lager zu.

Hier fanden sie schon alles in Allarm! — Trompeter riefen, Trommeln wirbelten, die Regimenter sammelten sich und auf der einen Seite hatte das Vorpostengefecht schon begonnen. Der Morgen des blutigen Tages dämmerte bereits. Philipp fand Alfonso nicht mehr in seinem Zelte, er war schon an der Seite des Marschalls und so schloß auch er sich kampflustig seinem Regimente an.

Die Schlacht entwickelte sich bald auf der ganzen Heereslinie. Man focht auf beiden Seiten mit vieler Tapferkeit, und es wurde einer der blutigsten Tage in diesem Kriege. Philipp sah mit Bewunderung, wie Alfonso in seiner stolzen Heldengestalt oft die Linie hinunterflog, die Befehle des Feldherrn weiter vertheilend und ruhig an den gefährlichsten Orten vorüber galloppirte, als wolle der gewaltige, kühne Mann die Gefahren niederreiten, die sich ihm in den Weg stellten. — Bald verbreitete sich durch Gefangene die Nachricht im fran-

zösischen Heere: Der Prinz Eugen sey gefallen. — Das gab den Franken die sichre Hoffnung des Sieges; sie drangen jauchzend, mit neuem Muthe vorwärts und das Glück des Tages schien sich wirklich auf ihre Seite zu neigen.

Prinz Eugen war allerdings hart getroffen; und die an seiner Seite fechtenden Offiziere drangen in ihn, sich aus dem Kampfe zu entfernen und verbinden zu lassen. Allein der Held, der wohl wußte, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, antwortete stolz: „Was hilft es, sich verbinden zu lassen, wenn wir hier sterben sollen? und wenn wir von hier zurückkommen, so wird sicher auf den Abend Zeit genug dazu seyn.“ — Mit diesen Worten setzte er sich an die Spitze der Reserve und führte sie den Franzosen selbst entgegen. Dies Heldenbeispiel wirkte mächtig auf das ganze Heer; alles drängte von neuem wüthend auf die Franken ein, die aber auch standen und nicht weichen wollten, und so ward der Kampf immer blutiger! — Endlich fiel der Marschall Villars; seine Getreuen trugen ihn halbtodt

aus dem Gefechte. Mit ihm sank den Franken der Muth zum fernern Widerstand. Der vorsichtige Marschall Boufflers sah bald ein, da überdieß die Alliirten an Truppenzahl ihm weit überlegen waren, daß der Sieg nicht mehr zu erringen seyn dürfe und ein ehrenvoller Rückzug das einzige Rettungmittel bleibe. Er begann ihn also mit solcher Klugheit und in so großer Ordnung, daß er nur sehr wenig Gefangene und nicht eine einzige Kanone verlohr. Die Reiterei mußte ihn decken. Philipps Regiment machte bei dieser Gelegenheit mehrere, sehr tapfere Angriffe, verlohr aber viel dabei. Als er nun bei einem derselben, mit den dicht geschloßnen Reiterhaufen, dem nachdringenden Feinde über das, mit Leichen bedeckte Schlachtfeld, entgegen sprengte und der Tod unter den eingreifenden Rosseshufen, manche langsam verblutende Brust rasch zusammen drückte, da bemerkte er in einiger Entfernung vor sich ein Weib, knieend bei einem gefallenen Krieger, und als er in schnellen Sätzen näher kam, erkannte er seinen Freund Alfonso im Blute

liegend und neben ihm die Zigeunerin, die sich das Haar ausraufte, und als sie Philipp erkannte, die Hände, Beistand flehend, nach ihm ausstreckte. — Aber er durfte nicht weilen, er mußte vorüberjagen, dem Feinde entgegen und da das Regiment auf einer andern Seite zurückgeworfen wurde und der Feind immer weiter das Schlachtfeld einnahm, so ward ihm auch nicht einmal der Trost, seinem sterbenden Freunde die Augen zudrücken zu können. —

Endlich ließ die Nacht ihren Vorhang vor dem Trauerspiele niederfallen. Die geschlagenen Truppen hatten an einem Dorfe Halt gemacht und ihre Wachfeuer angezündet. Philipp schlich in düsterer Trauer nach einer Hütte hin, in welche man den Marschall Villars gebracht hatte. Hier lag der alte Held, mit Todeswunden bedeckt, auf einigen Kissen. Ein stiller Kreis seiner getreuen Offiziere stand um ihn, mit nassen Augen an seinem, immer matter werdenden Blicke hangend. „Wer von meinen Freunden ist mir heut vorangegangen?" — fragte der Marschall. — Man nannte ihm die

Namen vieler Tapfern und unter ihnen auch Alfons d'Alembert; er war kurz nach dem Marschall gefallen. „Auch dieser? sagte der Held: dem war das Leben wohl noch manches schuldig!" —

Die Aerzte hatten indeß die Wunden untersucht, zuckten die Achseln und sprachen mit dem anwesenden Beichtvater. Dieser eröffnete dann dem Marschall im Geheim, daß er dem Tode nahe sey und es wohlgethan seyn werde, wenn er sich die letzte Oehlung geben ließe; zugleich aber rieth er ihm, das im Geheim vollziehen und die Anwesenden abtreten zu lassen, weil die Nachricht von seinem nahen Tode nicht gut auf die Armee wirken möchte.

„Nein! nein! sagte Villars: Da die Armee mich nicht als einen braven Mann auf dem Schlachtfelde sterben sehen konnte, so ist es gut, wenn sie weiß, daß ich als Christ gestorben bin!" — und somit ließ er sich in Gegenwart aller Anwesenden zum Tode vorbereiten.

Philipp verließ still die Hütte und ging hinaus in die einsame Nacht! — Wo war nun das Wiedersehn am Siegesmale, oder im Arm der Liebe, auf welches er den letzten Becher gestern mit Alfonso anstieß? Des Lebens Neige war nun in den Purpurtropfen seines Herzens zwecklos ausgeströmt! — Eine lange, tiefe Trauer um den väterlichen Freund ergoß sich in seine Seele! —

Der Sieger feiert das Gedächtniß seiner gefallenen Freunde wohl sehr verschieden von dem Besiegten. Jedes Leben, womit dem Schicksal der Sieg abgekauft wurde, scheint ihm ein nöthiger Grundstein zu dem Prachtgebäude, worauf der Sieg seine Fahnen wehen läßt. Der gemeinsam errungene große Preis heiligt jedes einzelne Opfer; er sieht ja die Seinigen auf dem kalten, blutigen Bette der Ehre schlafen, und ein stolzer Trost zieht in sein Herz, wenn er im Schuldbriefe des Vaterlandes die Namen der Freunde nennen hört! — Aber der Besiegte steht, unsaglich, verarmt vor dem Schicksale und fordert die Seinigen zurück! denn

Hoffnung, Glück und Sieg sind zu dem Feinde übergegangen und haben ihn um das kostbare Leben der Freunde betrogen. —

Der hartnäckige Kampf hatte viel Menschen gekostet. Die Armee mußte wieder ergänzt werden und es wurden deshalb von allen Regimentern Offiziere in das Innere von Frankreich geschickt, um frische Truppen anzuwerben. Auch Philipp de St. Goudran erhielt diesen Auftrag. Er betrieb sein Geschäft mit Eifer, hatte schon mehrere Transporte junger Mannschaften der Armee zugesendet und sich endlich in ein kleines, an einem waldigen Gebirge gelegenes, Städtchen auf Werbung begeben. Hier wurde wieder eine bedeutende Anzahl Rekruten, theils um Handgeld angeworben, theils von den Obrigkeiten geliefert und er wollte eben einen neuen Transport abgehen lassen, als ihm einer der schönsten Bursche entsprang. Er bot alles auf, seiner wieder habhaft zu werden und verfolgte selbst mit mehrern von seinem Kommando die Spur des Entflohenen ins Gebirge. — Man durchsuchte hier alles; jede

Schlucht, jede Hütte; aber vergeblich. Endlich erblickte man in einem entlegenen, ganz einsamen Thale ein hübsches freundliches Landhaus, und eilte in der nehmlichen Absicht darauf zu. — Unter dem Schatten eines großen Kastanienbaums saßen zwei Frauenzimmer, in Trauer gekleidet, vor der Thür. Sie sahen sehr betreten aus, als Philipp mit seinen Begleitern nahte und indeß die Aeltere der Jüngern heftige Vorwürfe zu machen schien, trat diese schüchtern auf die Krieger zu und fragte ängstlich freundlich nach ihrem Begehr? —

„Seyn Sie nicht bange vor uns, meine Damen! sagte Philipp: Wir werden Ihnen nicht lange beschwerlich fallen, unser Besuch ist nur kurz; wir sind einem Ausreisser auf der Spur und müssen um Erlaubniß bitten, auch Ihr Haus durchsuchen zu dürfen!" —

„Das hab' ich vermuthet, sagte das Mädchen und eben deshalb wünsche ich mit Ihnen vorher ein paar Worte allein zu sprechen!" — Sie flüsterte hierauf der Alten ins Ohr, worauf diese den Soldaten einige Flaschen Wein

und Erfrischungen auftrug, während sie selbst den Offizier in das Haus führte.

„Ich will Ihnen die Mühe des Suchens ersparen! sagte sie bebend, als sie vor Philipp allein dastand: denn der junge Mensch ist wirklich in unserm Hause verborgen. Ich gestehe Ihnen dies offen, im Vertrauen auf Ihre Großmuth, ob Sie ihn gleich in seinem Schlupfwinkel wohl schwerlich auffinden würden!"

Philipp verstand das Mädchen falsch und antwortete rasch: „Sie irren auch nicht, denn ich bin beauftragt, jeden reichlich zu belohnen, der mir gegen die Menschen, die das Vaterland verläugnen, beisteht. Fordern Sie! was verlangen Sie für die Auslieferung des Deserteurs?" —

Das Mädchen sah ihn erst mit hocherröthenden Wangen ernst an, dann sagte sie nach einer Pause: „Ich halte Sie beim Wort, ob Sie mich gleich mißverstanden haben und fordere einen hohen Preis!" —

„Nun, und welchen?" fragte Philipp.

„Die Freiheit des armen Jünglings!“ erwiderte sie schnell.

„Oh! lachte Philipp laut auf: So war es nicht gemeint, mein schönes Kind! Der Geliebte muß heraus, sonst fange ich an zu suchen und führe am Ende das Liebchen selbst mit fort.“

Da trat das Mädchen stolz zurück und sagte feierlich: „Ich habe auf keine Weise irgend einen Theil an dem Jüngling; aber er hat sich in meinen Schutz begeben und wenn ich zu kühn auf Ihre Großmuth gebaut habe, so schreiben Sie das jenem armen Flüchtling zu, der mir so viel von Ihrer Menschlichkeit erzählt hat.“

„Das ist schon gut! erwiderte Philipp: allein ich kann hier nicht nach meinem Herzen, sondern nur zum Besten des Vaterlandes handeln!“

„Gut! sprach das Mädchen freudig: wenn Sie dieß blos im Auge haben, dann will ich Sie bald überzeugen, denn das Vaterland bedarf seiner guten Bürger eben so sehr, als seiner Soldaten!“ Sie erzählte ihm nun, wie

der junge Mensch sich den Haß eines General-Pächters zugezogen habe, dessen Bedrückungen er seine kühne Stirn entgegen gestellt; wie er und seine Familie durch die Rache dieses Mannes ganz verarmt wären; wie zwei Brüder schon in den Krieg hätten ziehen müssen und er, der einzige, letzte Ernährer seiner alten Eltern, eben jetzt, als er ihnen eine Tochter habe zuführen wollen, beinahe vom Altare weggerissen und zur Befriedigung der Rachsucht als Rekrut abgeliefert worden sey. Sie schilderte das Elend der Eltern, der verlaßnen Braut, mit nassen Augen und schloß mit der Versicherung, daß, wenn Philipp nicht zufällig hierher gekommen, sie fest entschlossen gewesen wäre, ihn selbst aufzusuchen, um Freiheit und Schutz für den Jüngling zu erbitten.

Philipp hörte ihr bewegt zu und ging dann mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Sie können wohl Recht haben, schönes Kind! sagte er endlich: allein der Mensch ist öffentlich an mich abgeliefert worden und so kann ich ihn im Geheim nicht wieder entlassen."

„Auch dafür weiß ich Rath! fuhr sie freudig fort: wenn er nun zwei andere junge Leute statt seiner stellte? er hat mir versichert, daß er mehrere kenne, die gern Soldat werden würden, wenn man ihnen nur ein bedeutendes Handgeld reichen wollte!"

„Ja! meinte Philipp: wenn er zwei andere schöne Leute für sich stellt, will ich ihn entlassen. Da er aber arm ist, wo will er das Handgeld hernehmen? Doch wohl von seiner schönen Fürsprecherin?" —

„Nein! sagte das Mädchen und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Ich kann ihm nicht helfen! ich bin jetzt ärmer, als er; aber ich habe nun einmal den Glauben gefaßt, er werde es von Ihnen erhalten!"

„Von mir? rief Philipp verwundert: — Die Gelder, die ich bei mir habe, gehören dem Könige und ich darf so willkührlich nicht darüber schalten."

„Ich hatte auch nicht an diese Kasse gedacht! erwiderte sie schüchtern: Aber man sagte mir, Sie wären selbst sehr reich und auch so gut,

und wer die Mittel und das Herz hat, den Menschen beizustehen, an den, glaubte ich, dürfe man sich auch getrost wenden!" —

Philipp sah sie überrascht an und fragte prüfend: Wer aber steht mir dafür, wenn ich nun auch das Geld geben wollte, daß der Mensch nicht damit fortgeht und mich auslacht?" —

„Ich! antwortete das Mädchen: Ich habe Ihnen vertraut, fordere ich zu viel, wenn Sie auch mir vertrauen sollen? — Schlagen Sie ein!" bat sie und hielt ihm die schöne Hand hin!

Philipp schlug ein, sah ihr bewegt und lange in das große dunkle Auge und sagte: „Ich vertraue Ihnen! — Hier ist meine Börse! Geben Sie sie dem jungen Mann und führen Sie ihn her zu mir; aber ich will kein Wort von ihm darüber hören."

„Das verspreche ich!" rief sie froh und sprang zur Thür hinaus.

Bald darauf kehrte sie mit dem armen Flüchtling zurück. Philipp faßte diesen rasch bei der Hand, führte ihn hinaus zu seinen Ka-

meraden und sagte: „Dieser junge Mensch hat sich mir von selbst wieder gestellt. Seine Verhältnisse erlauben ihm nicht, mit uns ins Feld zu ziehen, allein er bringt uns, an seiner Statt, zwei andere tüchtige Leute und somit haben wir weiter keine Ansprüche an ihn!" —

Alle waren es zufrieden und lobten den jungen Mann, der sich dann schnell entfernte. Philipp aber weilte noch; er konnte seine Blicke nicht von dem lieblichen Mädchen abziehen, die oft ihr großes, feuchtes Auge dankbar auf ihn heftete und deren schöne Lippen, wenn sie sprach, noch in leiser Rührung bebten. Endlich schied er und bat um die Erlaubniß, sie in diesem stillen Asyl wieder besuchen zu dürfen. Die Alte gestand sie ihm freundlich zu, das Mädchen aber schlug die Augen nieder und reichte ihm nur schweigend die Hand zum Abschied.

Philipp konnte das holde Wesen nicht vergessen; er eilte, das einsame Landhaus bald wieder zu sehen und wurde freundlich empfangen. Der Tag war heiß und da er sich durch den raschen, weiten Gang sehr erhitzt fühlte,

bat er zur Abkühlung um etwas Wein und Wasser. Das Mädchen sah die Alte verlegen an, die mit den Achseln zuckte und ging erröthend in das Haus. — Als sie fort war, nahm die Alte das Wort und sagte: „Das arme Kind fühlt sich sehr verlegen, daß sie Ihnen keinen Wein vorsetzen kann, denn wir haben Ihren Soldaten neulich die letzten Flaschen gegeben. Sie finden hier bei uns zwar alles sehr elegant eingerichtet, allein wir haben unsern Wohlthäter, von dem dies alles herrührte, verlohren und ich muß Ihnen bekennen, daß wir jetzt in einer Dürftigkeit leben, zu der wir früher nicht gewöhnt waren."

In diesem Augenblicke trat das Mädchen wieder heraus und brachte ein Glas Milch. — „Dies ist unser Wein! sagte sie freundlich, indem sie es Philipp reichte. Er wird Sie auch erquicken!"

Philipp trank begierig die Milch und versicherte: sie sey viel köstlicher als Wein! — Er erzählte nun, daß der junge Mensch sein Wort gehalten und ihm zwei tüchtige Rekruten

geliefert habe. Der ganze Vorfall wurde noch ein Mal besprochen und so in traulicher Unterhaltung zogen ihm die Stunden wie leichte Zugvögel vorüber und der Abend kam, wie ein unerwarteter Gast. Als nun Rosa, so hieß das Mädchen, hinein ging, um einige Früchte zur Abendmahlzeit herbei zu holen, nahm die Alte abermals Gelegenheit, von ihrer bedrängten Lage zu sprechen, so, daß Philipp dreist genug wurde, ihr einen Beutel mit Geld aufzudringen. Sie nahm ihn, doch, wie sie sagte, nur als ein Darlehn und lud den Geber sehr freundlich auf morgen Mittag ein, wo sie ihm nun ein gutes Mahl zu bereiten versprach. — Als Rosa zurück kam, erzählte ihr die Alte von Ihrem morgenden Gast. Sie schüttelte sanft mit dem schönen Haupte und sagte: „Wir sollten Sie eigentlich nicht einladen, doch wenn Sie mit sehr wenigem vorlieb nehmen wollen?" — Philipp versprach alles gern und die Alte sagte triumphirend: „Laß mich nur machen, mein Kind, ich werde schon sorgen, daß es nicht fehlen soll!"

Des andern Tages erschien Philipp bei guter Zeit; Rosa empfing ihn diesmal sehr ernst und niedergeschlagen. Man setzte sich zu Tische; die Alte hatte das Geld nicht gespart, die Tafel gut besetzt und auch für Wein gesorgt. Rosa aber genoß nur etwas Milch und nur von einem einfachen Gemüse. Auch ihm wollte es nicht schmecken und die Unterhaltung stockte oft, weil man gegenseitig in Verlegenheit war. Die Alte aber langte tapfer zu und forderte endlich das Mädchen auf, den lieben Gast zu nöthigen! — „O! sagte Rosa sanft erröthend: ich kann ihm ja nur geringe Kost vorsetzen und sehe wohl, daß er es besser gewohnt war!"

„Nein! rief Philipp und faßte ihre Hand: was Deine Purpurlippen netzt, Du holdes Geschöpf, was die Rosen auf Deinen Wangen erzieht, das ist auch mir die allersüßeste Kost!" und somit schob er alles übrige zurück und theilte mit Rosa nur die Milch und ihr Gemüse. Die Alte schüttelte lächelnd den Kopf, ließ sich aber im Genuß nicht stören. Philipp hin-

gegen meinte jetzt, noch nie ein köstlicheres Mahl gehalten zu haben.

Er wiederholte nun seine Besuche oft, und es wurde ihm immer nur dann erst wieder leicht um's Herz, wenn er auf den einsamen Gebirgspfaden zu dem stillen Landhause hineilte, wo Rosa wohnte. Dieses lag nun zwar in einem ganz abgeschiedenen Thale, aber die schönen Gartenanlagen umher, und die fast prachtvolle Einrichtung des Innern, machten es zu einem sehr lieblichen Aufenthalte, und zeigten überall von Reichthum und Geschmack. Auch schien die Dürftigkeit, in der die beiden Frauen jetzt lebten, nur eben erst hier eingezogen, denn aus den Aeusserungen der Alten ging hervor, daß Rosa nur vor kurzer Zeit ihre Dienerschaft bis auf eine einzige Magd entlassen habe. — Je näher aber Philipp das Mädchen selbst kennen lernte, desto mehr erstaunte er über ihre hohe Geistesbildung. — Neben der Reinheit und Einfalt ihrer Sitten, neben der Kindlichkeit ihres Gemüths, besaß sie seltne weibliche Vollkommenheiten, und in verschiedenen Fächern der

Wissenschaften ausgebreitete Kenntnisse.— Philipp gab ihr seine Verwunderung hierüber zu erkennen, und da sprach sie denn mit Begeisterung von ihrem Wohlthäter, dem sie dies alles zu verdanken, der sich ihretwegen ganz von der Welt zurückgezogen, sich nur ihrer Bildung geweiht, und durch unbeschreibliche Liebe sie an sich gefesselt habe.

„Ach! rief sie dann oft mit Thränen, und rang die Hände: alles dieß habe ich nur ihm zu danken, und Niemanden hat der schreckliche Krieg so arm gemacht, als mich, denn ich stehe nun mit einem Mal ganz fremd und verlassen auf der weiten Erde!“—

Philipp aber schwor sich im Geheim, daß sie nicht verlassen seyn sollte! denn hier in diesem einsamen Thale grüßte ihn nun die Liebe, wie die Nachtigal am ersten Frühlingsmorgen die Heimath!— In dieser Lieblichkeit und Vollendung hatte noch kein weibliches Wesen vor ihm gestanden, und sein Innres war von ihrem Engelsbilde so erfüllt, daß er den Himmel im Busen zu tragen glaubte. Aber wie sollte er ihr

Beschützer werden? — Die Zeit seines Aufenthalts war bald verlaufen; er erwartete täglich Ordre zur Rückkehr und eine Unterstützung durfte er nicht zurücklassen, denn selbst die Alte nahm nichts mehr an, und dem Mädchen sein Herz zu eröffnen und ihr seine unnennbare Liebe zu gestehen, dazu vermochte der bescheidne Jüngling sich noch nicht zu entschließen, denn ob er auch ihre Gegenliebe leise ahnete, so wagte er doch kaum den beseligenden Gedanken daran fest zu halten.

So waren ihm ein Paar goldne Monate verflossen, in denen er fast täglich seine Rosa sah. Da erschien endlich der Rückruf zur Armee. Er hatte ihn längst erwartet, und dennoch traf er ihn wie ein Donnerschlag! — Nachdem er die nöthigen Anstalten dazu getroffen hatte, eilte er am frühen Morgen des andern Tages, mit Kummer im Herzen, zu Rosa. Er überraschte sie in der Besorgung ihrer häuslichen Geschäfte! — Ach, sie war so unendlich reizend, wie eine Rose im Morgenthau, und in ihrer Freude über seine frühe Ankunft, bemerkte sie nicht die Wolke, die

auf seiner Stirne lag. „O, das ist schön, daß Sie so früh kommen! rief sie ihm entgegen: heut bleiben Sie gewiß den ganzen Tag bei uns!“ —

„Ja! antwortete Philipp traurig: aber es ist wohl der letzte!“ und nun erzählte er ihr, daß er wieder zurück in den Krieg ziehen müsse.— Rosa hielt ihre Thränen nicht auf, und als Philipp ahnend sie fragte: warum sie weine?— und sie erst schweigend sanft mit dem Haupte schüttelte, und er sie immer dringender beschwor, ihm die Ursache ihrer Thränen zu sagen, weil er wohl fühlte, der entscheidendste Augenblick seines Lebens sei gekommen, und sie mit kindlicher Offenheit ihm endlich gestand: sie müsse weinen, weil sie nichts fest halten dürfe, was ihr theuer geworden sei; so streckte er sehnend seine Arme nach der Geliebten aus, zog sie sanft an seine Brust, und bei dem heiligen Geständniß gegenseitiger Liebe, und den süßen Thränen der Wonne, sah jeder tief in der verschwiegenen Brust des andern sein Bild, von den Strahlen der Liebe erhellt. So schaut die Erde, wenn

der Himmel sie, die Geliebte, mit seinen Thränen benetzt, und die Sonne ihre Strahlen der ewigen Liebe durch die Tropfen wirft, in seinem dunkeln Wolkenbusen das schöne Bild der Liebe und des Friedens. —

Unter gegenseitigen süßen Geständnissen, schilderte Philipp nun der Geliebten seine unabhängige, freie Lage. Er versprach, bald um seinen Abschied anzuhalten und mahlte mit lieblichen Farben ihr eine glückliche Zukunft aus. Rosa legte ihr Haupt sanft an seine Brust, und sagte: „Ach, ich glaube Dir so gern! denn daß Du mich um meinetwillen liebst, das fühl' ich; hast Du doch noch nicht ein Mal gefragt, wer und woher ich bin? — O wäre ich doch ein Kind dieses Thales! aber ich kenne selbst meine Heimath nicht; und so steht das unbekannte, dunkle Geheimniß meiner Herkunft, mir immer wie ein Gespenst zur Seite!" — Philipp suchte sie zu beruhigen, und rief: „Ich halte Dich in meinen Armen, du kostbare Perle, und frage nicht, welches Meer Dich geboren!" —

„Nun, so sollst Du wenigstens die Züge des Mannes sehen, sprach sie: der Deine Rosa als ein armes Kind aufnahm, und sie für Deine Liebe erzog und bildete!“ — Mit diesen Worten nahm sie ihn bei der Hand, führte ihn in ihr Zimmer, das er noch nicht betreten hatte, und zeigte ihm hier das große, schöne Bild eines Kriegers. —

„Mein Gott! rief Philipp bebend, und schlug die Hände vor die Augen. Das ist Alfonso d'Alhambra!“ — Es wurde ihm in diesem Augenblicke klar, daß er in seines Freundes Heiligthum stand, und ein Herz gewonnen zu haben glaubte, das kaum noch den verlohrnen Geliebten vergessen haben konnte, und in dem ungeheuren Schmerz, der seine Seele faßte, erschien es ihm, als ein künstlich auf ihn angelegter Plan, daß Rosa diesen Mann, der ihm selbst das Glück seiner Liebe geschildert, gegen ihn immer nur als Vater betrachtet, und nichts von dem Gefühl ihrer Liebe zu ihm erwähnt hatte. Er schlug beide Hände vor die Augen und wankte zum Zimmer hinaus. Das arme

Mädchen begriff ihn nicht. — Sie wollte eben sich freuen, daß er ihren Wohlthäter kannte, und sah ihn, nun bestürzt davon gehen! — Aber sie eilte ihm nach, und beschwor ihn unter den zartesten Liebkosungen, ihr den Grund seines Kummers zu gestehen! — Da er ihr nun in das schöne offne Auge sah, verschwand auch jedes Mißtrauen, er erzählte ihr unverholen sein Verhältniß mit Alfonso und was dieser, über sein Gefühl zu ihr, ihm gestanden hatte! — Rosa wurde sehr ernst und schwieg lange. — „Nein! rief sie dann: nein! Ich habe ihn nur als eine dankbare Tochter geliebt! — Nein! fuhr sie schaudernd fort: ich hätte nie seine Gattin werden können, und das Schicksal hat vielleicht wohlgethan, uns beiden die Täuschung zu ersparen!" Die Alte trat in diesem Augenblicke hinzu, und Rosa rief sie als Zeugin ihres kindlichen Verhältnisses zu Alfonso auf.

„Ich habe Euer Gespräch vernommen; sagte sie! ihr habt beide Recht. Du mein Kind, hieltest Dich für seine Tochter; als er aber Deine Pflege mir anvertraute, und die strengsten Be-

fehle gab: Dich niemals in andere Bekanntschaften zu verwickeln, und ich sein ganzes Wesen gegen Dich belauschte, da habe ich lange nicht mehr gezweifelt, daß Du ihm mehr wärest, als seine Tochter."

Indeß nun Rosa traurig vor sich hinblickte, weil sie in dem Bilde ihres Wohlthäters, das bisher in ihrer kindlich dankbaren Brust zutraulich wie ein Hausvater in seiner Wohnung gestanden hatte, jetzt fremde, ihr widrige Züge gewahrte, und indeß nun Philipp mit liebenden Blicken an ihr hing, und der süße Glaube wieder in seine Seele einzog, daß diese holde Blume nur erst jetzt für seine Liebe erwacht sey, und keine früheren Träume zu vergessen habe; schalt die Alte fortwährend auf Alfonso, daß er über seine ganzen Verhältnisse ein so tiefes Schweigen beobachtet; sie zwar, so lange er gelebt, mit allen Bedürfnissen des Lebens reichlich versehen, jetzt aber auch ganz hülflos in der Welt zurückgelassen habe.

Rosa bat sie, zu schweigen. „Er war ein edler Mann sagte sie, der es unbeschreiblich gut

mit mir meinte, und dessen Andenken mir immer theuer bleiben wird, denn ohne ihn hätte ich nie meines St. Goudrans Liebe gewonnen!" „Du magst Recht haben, sagte die Alte: Du bist ihm Deine Bildung schuldig, allein ich kann ihm das doch nicht vergessen, daß er Dich eigentlich Deiner Mutter gestohlen hat!" —

„Nein! rief Rosa, nein! ich wurde ihm anvertraut; und oft genug hat er mir versichert, daß er vergebens alle Mühe angewendet, von meiner alten Mutter Nachricht einzuziehen!" —

„Er hat Dich getäuscht! sagte die Alte: ich weiß, daß er alle Spuren von sich und Dir sorgfältig verwischt und dieses kleine einsame Besitzthum gekauft hat, um sich mit Dir vor aller Welt zu verbergen, bis Du seine Gattin geworden wärest."

„O, meine arme Mutter! jammerte Rosa: Wo wirst Du Dein Kind gesucht haben!" — Philipp zweifelte nun keinen Augenblick mehr, daß er in jener Zigeunerin Rosas Mutter gesehen habe, und hielt nicht länger zurück, sondern erzählte von ihr und Alfonso was er

wußte, doch ohne dessen frühere Geschichte selbst zu berühren. — Rosa überließ sich ganz der Freude, denn sie hoffte nun gewiß, daß sie ihre Mutter bald wieder finden werde und erzählte ihre frühere Geschichte. Ihr Vaterland, meinte sie, sey wahrscheinlich Spanien. Sie erinnre sich, in einer großen Stadt erzogen und mit ihrer Mutter oft in einem Nonnen-Kloster gewesen zu seyn, wo sie vorzüglich von einer Nonne immer sehr liebreich aufgenommen worden wäre. Dies Kloster stehe ihr noch so deutlich vor den Augen, daß sie sich getraue, es wieder zu erkennen. Als ein Kind von sechs Jahren sey ihre Mutter mit ihr in die Welt gereis't. Hier habe sie dieselbe zuerst in Zigeunertracht gesehen und sie selbst sey von ihr auf ähnliche Weise gekleidet worden. An keinem Orte hätten sie sich länger aufgehalten, als nöthig gewesen wäre, alle öffentliche Plätze zu besuchen, wo dann die Mutter sich gern unter die Männer gemischt und durch Zigeunerkunststücke ihre Aufmerksamkeit sichtbar zu fesseln gesucht habe. Im Stillen aber sey sie von der Mut-

ter in allem Guten unterrichtet und zur Frömmigkeit angehalten worden; auch habe sie ihr einen Haß gegen die Männer und gegen ihr eignes Gewerbe beizubringen gesucht. Nach einem rastlosen, viele Jahre langem Umherziehen, wären sie in einem kleinen Städtchen Frankreichs länger, wie gewöhnlich, verweilt. Hier, in dem Hause, das sie zuletzt bezogen, habe Alfons krank gelegen und weil er sehr verlassen gewesen, habe die Mutter, wahrscheinlich aus Mitleid, seine Pflege übernommen und auch sie dazu angehalten. So sey sie denn mit ihm bekannt und vertraut geworden und habe endlich, da die Mutter, aus unbegreiflichen Ursachen, sie heimlich verlassen, mit kindlicher Liebe sich nur an ihn gehangen und in diesem einsamen Thal in seinem einzigen vertrauten Umgange sich höchst glücklich gefühlt.

So erzählte Rosa. Aber die wachsenden Schatten der Berge erinnerten Philipp, daß er scheiden müsse. Die heiligsten Schwüre ewiger Liebe und Treue versiegelten den Bund; er versprach nochmals, bei der ersten möglichen Ge-

legenheit, die Kriegsdienste zu verlassen und als ihr Eigenthum nur für sie zu leben, und schied nun mit dem süßen Bewußtseyn, daß er unaussprechlich geliebt werde.

Rosa schlich sich stillschweigend auf ihr Zimmer und hing zitternd einen Vorhang über Alfonsos Bild; denn sie konnte nicht mehr in die glühenden Augen schauen, mit denen es auf sie herabblickte.

Der Marschall Villars, der genesen war und das Kommando wieder übernommen hatte, war mit St. Goudrans Werbung sehr wohl zufrieden, denn er hatte der Armee besonders schöne Leute gesendet. Er wurde sehr liebreich empfangen und der Marschall überreichte ihm selbst einen Pack Briefe mit den Worten: „Indeß Sie, mein lieber St. Goudran, für uns gearbeitet haben, ist das Schicksal auch für Sie nicht unthätig gewesen. Ich kenne den Inhalt dieser Briefe und wünsche Ihnen Glück!" — Die Briefe waren von einem sehr entfernten, reichen Verwandten, der ihn unvermu-

thet zum Erben seines großen Vermögens und seiner schönen Güther einsetzte, dabei ihm aber zur unerlaßlichen Bedingung machte, daß er die Armee sofort verlassen und zu ihm eilen solle, um die Erbschaft mit seinem letzten Segen von ihm selbst zu empfangen. Philipps Herz war voll Freude; weniger wegen des erlangten großen Vermögens, denn er war selbst reich, als daß der Wille seines Verwandten ihm eine schnelle Veranlassung gab, seinen Abschied zu fordern. Der Marschall entließ ihn ungern. Philipp aber eilte mit frohem Herzen aus dem Waffen-Gewühle fort zu seinem Verwandten, dessen herrliche Güther nahe am Fuß der Pirenäen lagen. — Kurz nach seiner Ankunft starb der Greis in seinen Armen und Philipp, der den Aufenthalt auf diesen Güthern sehr reizend fand und die Zeit nicht erwarten konnte, wo er Rosa als sein geliebtes Weib in dies Paradies einzuführen gedachte, eilte sein väterliches Guth in der Gegend von Amiens schnell zu verkaufen und in das einsame Thal zu fliegen, wo seine Liebe wohnte.

Ach! Rosa hatte wohl lange schon, aber immer vergeblich, auf Nachricht von ihm gehofft. Sie hatte jetzt gar große Noth mit ihrer alten Aufseherin, die todtkrank lag und ohne Hülfe und Beistand war. Welches Entzücken ergriff daher ihre Seele, als unvermuthet der Geliebte vor ihr stand und ihr sagte: er sey nun ganz der Ihrige! —

Nach der ersten Wonne des Wiedersehens, beschossen die Liebenden ihre Vermählung ohne Aufschub vollziehen zu lassen, um bald aus dieser Abgeschiedenheit, weit fort, auf Philipps Güther zu ziehen. Unter den Zurüstungen zur Hochzeit, welche das zarte Mädchen selbst besorgen mußte, indeß Philipp in dem zunächst gelegenen Dorfe, in der Hütte jenes Jünglings seine Wohnung aufschlug, durch dessen Freilassung er Rosas Bekanntschaft erlangt hatte, und der nun ein glücklicher Gatte und Vater geworden war, starb die Alte. Rosa ließ sie unter dankbaren Thränen begraben, und als wenige Tage darauf ein Priester den Segen über den Bund der Liebenden ausgesprochen und

Rosa das kleine einsame Landhaus mit allem Zubehör den armen, aber glücklichen Eheleuten, in deren Hütte Philipp jetzt wohnte, geschenkt hatte, verließen sie das öde Thal, nahmen nur Alfonsos Bildniß daraus mit und zogen hinaus in die freie, heitre Welt. —

Indeß nun Philipp mit seiner jungen Gemahlin in süßem Frieden, in seinen reizenden Besitzungen lebte und bei dem nie geahneten Glücke, das er in ihren Armen fand, die Welt um sich her vergaß, war das Jahr 1714 über Europa aufgegangen und schenkte ihm den Frieden wieder, der am 6ten Mai zu Rastadt geschlossen wurde. — Alle Truppen zogen, unter dem Jubel der Bürger, in ihre Standquartiere, alle Gefangene wurden freigelassen und eilten in die lang ersehnte Heimath zurück.

Auch Alfonso d'Alhambra befand sich unter ihnen. Schwer verwundet, war er auf dem Schlachtfelde liegen geblieben und in die Hände der Sieger gerathen, die ihn, als einen bedeutenden Gefangenen, tief in das Innre von Oesterreich geschafft hatten. — Mit der

glühenden Leidenschaft für die holde, selbsterzogene Blume, im Herzen, eilte er nun in freudiger Erwartung dem Thale zu, dem er sein größtes Kleinod anvertraut hatte. Aber wer beschreibt sein Gefühl, als ihm aus jener Wohnung, wo er von Liebe und Sehnsucht empfangen zu werden hoffte, fremde Menschen entgegen traten, als er in wenig Worten vernahm, daß von den frühern Bewohnern die Alte gestorben und die Jüngere, deren Schönheit und Tugend man ihm nicht genug zu preisen vermochte, mit einem jungen Manne, Philipp de St. Goudran, vermählt worden und mit ihm fortgezogen sey, man wisse nicht wohin! — Bleich und starr und wie ein abgewiesener Bettler, schlich sich Alfonso fort und warf sich auf dem Gebirge unter einem Baum nieder, von wo er das Thal übersehen konnte. —

Die Wunden, die uns die Liebe schlägt, halten wir immer für die schmerzlichsten und unheilbarsten und glauben im ersten Augenblick, daß ihrer Allgewalt, wenn sie zum ersten Male

in unser Herz einzieht, kein späteres Gefühl mehr gleiche. — Heil dem! dessen erste Liebe auch seine letzte war! — Heil auch dem! dessen letzte Liebe alle Schulden einer frühern wieder bezahlte! — Aber Dich, Du armer Verlaßner, der Du nichts an Deinem treuen Herzen festhalten konntest, Dich frage ich: ob die Wunden Deiner spätern Liebe nicht immer noch heiß blutend offen stehen, indeß die frühern wie grüne Grabhügel leicht überwachsen und eingesunken sind? — Durch die offne Pforte des jugendlichen Herzens, ziehen die Himmels-Boten alle, wie frohe Gäste, leichter aus und ein und hat auch der freundlichste von ihnen, die Liebe, wirklich treulos sein schönes Asyl einmal verlassen, tritt auch ein brennender Schmerz an die leergewordene Stelle, so weiß die Hoffnung doch, mit ihren Ammenmährchen, das weinende Kind wieder zu beschwichtigen und indeß in bunten Farben immer neue Bilder des Lebens lächelnd vorüber wallen, schickt die Zeit ihre Dienerin Vergessenheit, um die alten Bilder mit leichtem Flor zu überhängen. Aber wenn von

den unzähligen Täuschungen des Lebens, von den unerfüllt gebliebenen Hoffnungen, von der ungestillten Sehnsucht gewarnt, der Mensch endlich kalt sein Herz verschließt und lieber die süßen Gäste nicht mehr einlassen will, damit unter ihnen nicht auch der Schmerz sich einstehle und wenn dann doch noch ein Mal die Liebe an die eiserne Pforte klopft und er nicht widerstehen kann, das flehende, liebliche, unschuldvolle Kind einzulassen, als seinen Liebling aufzunehmen, mit seinem letzten Herzblute zu nähren und ihm noch ein Mal die heiligen Quellen seines tiefen Gefühls zu eröffnen, das in seiner langen Verschlossenheit, wie alter Rheinwein, nur feuriger und köstlicher geworden ist; — was steht diesem Armen noch für ein Trost zur Seite, wenn auch diese letzte Liebe nur Täuschung war? — Der Rest des Lebens ist zu kurz zu neuen Hoffnungen und das Herz zu stark und zu arm zum Vergessen. —

So gänzlich und auf ewig verarmt fühlte sich Alfonso, und seine Hand griff nach einem Dolche, um mit einem Male allen Täuschungen

ein Ende zu machen. — In seiner leidenschaftlichen Seele stieg aber auch bereits die Sucht nach Rache empor, und erhielt in ihm die Lust zum Leben. — „Nein! rief er aus: Ihr Treulosen sollt mein mühsam erbautes Glück nicht als eine leichtsinnige Beute davon tragen! Ihr sollt ungestraft mir nicht mein Heiligthum entweiht, und meine letzten Hoffnungen zertrümmert haben! — Ich werde Euch finden, und wie der Rache-Engel über Euch Gericht halten!" — Er schlich fort und machte sich auf den Weg nach einer benachbarten Stadt, wo er bei einem angesehenem Handlungshause sein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen stehen hatte, und ließ sich alles in gültigen Papieren auszahlen. Nun kaufte er sich Waffen und eilte mit dem festen Vorsatze nach dem Thale zurück: sein ihm jetzt fremd gewordenes Eigenthum durch Geld oder durch Gewalt noch ein Mal wieder zu gewinnen! — Er stellte sich den jetzigen Bewohnern des Landhauses als einen Fremden vor, dem dieser einsame Aufenthalt vor allen andern gefalle, weshalb er ihn zu

kaufen wünsche, und bot eine so große, den Werth der Besitzung bei weitem übersteigende Summe, daß keine Gewalt vonnöthen war. Er zahlte die Kaufsumme sogleich, doch mußte das Haus schnell geräumt und ihm mit allem überlassen werden, was früher ihm darin gehört hatte.

Als er nun in dem öden Hause aus einem Zimmer in's andere ging, und auch in Rosas Schlafgemach trat, wo sein Bild nicht mehr über ihrem Bettchen hing; da überwältigte seine starke Seele dennoch der Schmerz, und laut weinend sank er auf der heiligen Stelle nieder, wo unter süßen Träumen der Unschuld die Geliebte aufgeblüht war. Aber von Verzweiflung und Rache geweckt, raffte er sich bald wieder auf. Er erfaßte eine scharfe Axt, und eilte hinaus, um die schönen Anlagen zu zerstöhren. Mit unbeschreiblicher Wuth hieb er alles nieder; die herrlichen Fruchtbäume fielen, die Blumen wurden zertreten, die Lauben eingerissen, und als er nun wie ein Wahnsinniger, ohne sich Ruhe zu gönnen, den ganzen Tag gewüthet hatte, und sich Abends an dem einsamen Platze

fand, wo Rosas alte Pflegerin begraben lag, rief er schauderhaft: „Alte, steh auf! und sage mir, wo ich die Treulosen finde! Nur noch einmal öffne Deinen verwes'ten Mund, dann kannst Du auf ewig schweigen!" — Er schlug vermessen gegen die Rasenwölbung des Grabes und rief und tobte aufs neue! — aber die Alte war zu tief entschlafen und hörte ihn nicht mehr. — Nur ein Flug Raben, der bei der einbrechenden Nacht dem waldigen Gebirge zueilte, gab Antwort, und zog krächzend über ihm hin. — Die Schauer einer dunkeln Ahnung überfielen ihn, und eilig ging er zum Hause zurück. Hier nun schleppte er alle brennbaren Sachen in Rosas Zimmer zusammen, und als die Nacht eingebrochen war, steckte er das Haus in Flammen. — „Hier soll keine Schwalbe mehr nisten! rief er mit entsetzlicher Stimme: Denn verflucht sey von jetzt an diese Stelle!" — Als nun der dicke, schwarze Dampf sich durch die schönen Zimmer wälzte, und die Gluth bald genug aus dem Dache empor schlug und die Nacht erhellte, eilten aus der benach-

barten Gegend viele Menschen zur Rettung herbey. — Aber wie ein Ungethüm der Hölle umrannte Alfonso das brennende Gebäude, trieb mit blankem Schwerdte die Rettenden zurück, und schützte die Flammen bey ihrer furchtbaren Arbeit. — Der Tag brach endlich an, und beleuchtete den dampfenden Aschenhaufen.

Alfonso verließ die zerstöhrte Stätte, und wanderte in der Verkleidung eines Bauern und mit dem festesten Entschluß zur Rache, nach St. Goudrans väterlichem Guthe, das ihm wohlbekannt war, und wo er das junge Paar sicher anzutreffen hoffte. Allein der jetzige Besitzer wußte ihm weiter nichts zu sagen, als daß St. Goudran im Begriff gewesen sey, nach einem Gebirgsthale zu reisen, um sich dort zu vermählen; wo er aber jetzt sich aufhalte, wußte ihm Niemand anzugeben. — So trieb denn die Rachsucht den unglücklichen Alfonso d'Alhambra immer weiter fort, und er durchstrich vergeblich den größten Theil Frankreichs.

Philipps Güther lagen glücklicher Weise nahe der Gegend, wo Isabella einst mit

Alfonso gelebt hatte, und wo sie ihm wieder geraubt worden war. In seinem jetzigen Gemüthszustande vermied er sorgfältig alle Erinnerungen daran, deshalb auch diese Gegend und fand daher das glückliche Paar nicht.

Da er nun überall vergeblich gesucht und nachgeforscht hatte, kam er endlich auf den Gedanken, daß Rosa ihre Mutter vielleicht wieder gefunden, und dann gewiß mit ihr nach Spanien gegangen wäre. Er beschloß nun, sich dorthin eiligst auf den Weg zu machen, und zog so in sein altes Vaterland wieder ein. Nach zwanzigjähriger Abwesenheit ging er durch die Thore seiner Vaterstadt, wo ihn niemand mehr kannte. Seine Mutter und Schwester waren gestorben; auf dem Platze seines väterlichen Hauses waren neue Gebäude aufgeführt; unbekannte fremde Menschen gingen ihm in den alten bekannten Gassen vorüber. — Erschöpft setzte er sich auf einen Stein am Markte nieder, und große schwere Thränen-Tropfen drängten sich aus seinen Augen, denn dieses Bild des steten Wechsels und der Veränderlichkeit machte einen gewaltigen Ein-

druck auf sein überdieß so unruhiges Gemüth. Endlich sah er die Kirche des Dominikaner-Klosters offen, in welchem er einst erzogen worden war, und sehr bewegt trat er hinein. Und als er nun hier, statt jenes Wechsels draußen, alles noch festbestehend fand, als er die alten heiligen Gebräuche noch in der nehmlichen Ordnung, wie sonst, verrichten sah und als er selbst noch mehrere seiner ehemaligen Lehrer erblickte, die, als rüstige Greise, immer noch an ihrem Platze standen; als er das Bild seiner hier verlebten, sorglosen Tage, mit seinen, später in der Welt gemachten, Erfahrungen verglich und der heilige, hier einheimische Friede, ihm überall einladend, zuwinkte, da überzog sein starres Gemüth eine so tiefe Wehmuth, daß er vor dem Altare niedersank, seine heiße Stirn auf die Stufen niederbeugte und sich recht innig ausweinte. — Der Sacristan erinnerte ihn endlich, daß es Zeit sey die Kirche zu verlassen, weil sie verschlossen werde! Ach! auf Alfonsos Lippen schwebte die Bitte: daß er ihm lieber eine stille Zelle in ihrem friedli-

chen Kloster anweisen möchte! aber er vermochte noch nicht, sie auszusprechen, er schlich fort und miethete ein Stübchen in der Vorstadt, wo er sich sehr erschöpft auf ein dürftiges Lager warf. — Je lebendiger die alten, süßen Erinnerungen aus seiner sorglosen Jugend wieder in sein Herz einzogen, desto schneller legte sich der Sturm furchtbarer Leidenschaften, die ihn in der Welt herumgejagt und seine Kräfte in steter Spannung erhalten hatten. Er fühlte sich sehr matt und krank und in dem, sonst heimathlichen Orte, ganz verlassen und allein. Er konnte seine Wanderungen nicht fortsetzen und beschloß, hier auszuruhen und sich zu erholen. Des andern Tages schlich er mühsam wieder nach der Kirche des Klosters, wohin ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht zog. Er trat hinein, als gerade Seelen-Messen gelesen wurden und hörte, wie der Geistliche die Namen seiner Eltern aussprach. — Das erschütterte sein Gemüth gewaltig. Er glaubte ihre Geister zu erblicken, die drohend vorüberschritten und ihm die Schuld beimaßen, daß sie noch

nicht eingegangen waren zu den Wohnungen der Seligen. Es wurde ihm klar, daß der Fluch der Mutter ihn verfolgt und all sein Glück und seine Hoffnungen zerstöhrt habe, und nun faßte ihn eine solche Gewissensangst, daß er fast ohnmächtig niedersank. In diesem schrecklichen Gemüthszustande sah er nur ein Rettungmittel vor sich: die Reue! und wie er alles leidenschaftlich ergriff, so zögerte er auch hier keinen Augenblick, eilte zu dem Abt des Klosters, gab sich ihm zu erkennen, und indem er sich, als ein reuiges Kind, allen Strafen unterwarf, bat er um die Aufnahme in den Orden. — Er erhielt Verzeihung und nach einem kurzen Noviciate, weil dies vor seiner Entweihung bereits vollendet gewesen war, die Tonsur, denn der Kirche war das Beispiel, eines aus der Welt freiwillig wieder zu ihr zurückkehrenden Sünders zu werth, als daß sie ihn, statt aller Strafen, nicht mit offnen Armen hätte empfangen sollen.

So wie nun im Anfange die Ruhe des Klosterlebens und das stille, in wissenschaftliche

Studien und heilige Gebräuche fest eingetheilte Fortschreiten der Zeit, seinem kranken Gemüthe eine kostbare Arznei war, so fing er doch, je mehr sein, von der großen Anstrengung zerrütteter Körper, sich wieder erholte, nach und nach zu fühlen an, daß sein unruhiger Geist hier zu wenig Nahrung finde und kaum war ihm hier ein Jahr verstrichen, als er sich im Geheim wieder aus dem Kloster hinaus und in ein thätigeres Leben sehnte. —

Nun traf es sich, daß sein Kloster in der Hauptstadt wichtige Geschäfte abzumachen hatte und deshalb einen geschäftskundigen, gewandten Mann aus seiner Mitte, dorthin senden mußte. Die Wahl fiel auf Alfonso; man kannte seine vielseitigen Welterfahrungen, wie seinen Muth und so reiste er, mit den gehörigen Aufträgen versehen, nach Madrit ab. — Indeß er nun hier mit Gewandtheit und Kraft die Sachen seines Klosters betrieb, während man auf den klugen muthigen Mönch allenthalben aufmerksam wurde und seinem Kloster zu einem solchen Mitgliede Glück wünschte, machte er

die nähere Bekanntschaft des Kardinal Groß-Inquisitors, der bald eine so hohe Meinung von ihm faßte, daß er ihm eine Stelle bei dem Inquisitions-Tribunale antrug. Seit die Liebe aus Alfonsos Herzen entflohen war, schien er zu einem kalten, grausamen Richter, der nicht menschliche Handlungen, sondern nur die tiefsten Gedanken der Seele wägen und richten soll, wie geschaffen. Die große Gewalt über Menschen-Glück und Leben, die dadurch in seine Hand gelegt wurde, reizte sein stolzes Gemüth; er nahm den Antrag mit Freuden an, wußte sich die Zustimmung seines Klosters zu verschaffen und trat in jenes furchtbare Gericht als Mitglied ein. Die Schreckens-Arbeiten ergötzten seine, mit Haß gegen die Menschen erfüllte Brust, und lange hatte die Inquisition sich keines so kalten und strengen Richters zu erfreuen gehabt.

Aber, ob er gleich meinte, über seinen jetzigen schrecklichen Wirkungskreis die Vergangenheit völlig vergessen zu haben; so wurde seine mühsam errungene Fassung doch umgestürzt

und die alten, fast ganz verlöschten Flammen schlugen noch ein Mal gewaltig wieder empor.

Philipp de St. Goudran hatte indessen mehrere Jahre in Glück und Frieden mit seiner Rosa verlebt. Sie ahneten nicht, welch ein böser Geist umherging, sie aufzusuchen und zu verderben, und feierten oft in dankbarer Rührung Alfonsos Gedächtniß, den sie längst vermodert glaubten. Ach! hätten sie gewußt, daß die alten, drohenden Erinnerungen aus seinem Leben, wie schützende Engel, an den Grenzen ihres Paradieses, bisher gestanden und ihn davon zurückgescheucht hatten, sie würden gern auf diesem geheimen Fleckchen Land, wie zwei Fruchtbäume auf einer Stelle festgewurzelt, jeden Sturm ertragen und jedem Frühlinge, bis zum leisen Vergehen, ihre Blüthen entfaltet haben. Aber ein Knabe, den Rosa gebohren und den man Alfonso genannt hatte, wurde nur wenige Monate alt, und zu dem Kummer, der das Herz der armen Eltern faßte, gesellte sich in Rosas Seele noch eine unbeschreibliche Sehnsucht nach ihrer Mutter, nach der sie bis-

her überall vergeblich geforscht hatten; denn sie war seit der Schlacht bei Malplaquet nirgends mehr gesehen worden. Rosa glaubte sie nun in Spanien sicher wieder zu finden und auch Philipp erblickte nie ohne innern Vorwurf Isabellens Ring, den er heilig bewahrte und meinte, sein gethanes Versprechen: über Alfonsos Familie Nachricht einziehen und ihn mit derselben versöhnen zu wollen! auch dem todten Freunde noch halten zu müssen. Ueberdieß war Spaniens Grenze ihnen ja so nahe und der Zweck ihrer Reise so heilig, daß sie sie ohne Sorge und mit Freude unternahmen. — Sie kamen glücklich in Madrit an und beschlossen hier eine Zeit lang zu verweilen, um ihre beiderseitigen Nachforschungen anzustellen. — Als sie eines Tages bei dem Kloster der barmherzigen Schwestern vorübergingen, blieb Rosa vor dem Portale desselben, wie eingewurzelt stehen und gestand ihrem Gemahl: dieß und kein anderes, müsse das Kloster seyn, in welches man sie oft als Kind geführt habe. Sie zog ihn ungeduldig hinein und in die Kirche,

wo eben Gottesdienst gehalten wurde, und in der süßen Hoffnung, daß hier das Räthsel ihrer Geburt sich lösen werde, kniete sie mit ihm nieder und betete inbrünstig.

Da fühlte sich Philipp leise bei der Hand ergriffen und erblickte, als er sich umsah, eine Laien-Schwester des Klosters. Verwundert sah er sie erst an, als sie ihn aber freundlich beim Namen nannte, da erkannte er an der Stimme Rosas Mutter. Auch Rosa hatte sie bei den ersten Worten wieder erkannt und flog ihr in die Arme und nannte sie bei dem süßen Muttern-amen. Aber Biorenka zog sie schnell mit sich fort, aus der Kirche, in ein nahgelegenes Zimmer des Klosters, wo auch sie sich nun erst ganz ihrem Entzücken überließ. Sie konnte sich nicht satt sehen an dem blühenden, wunderschönen Weibe, streichelte und küßte ihr die Wangen und ließ sich erzählen, was während ihrer langen Trennung vorgefallen war. Sie hörte der Tochter in größter Spannung zu und sagte endlich: „Ich preise Gott, daß er alles so herrlich geleitet hat und daß ich Dich glücklich wiedersehe. Aber

jetzt verlaßt mich, meine Kinder! ich habe heilige Pflichten zu erfüllen, von denen Euer künftiges Glück abhängt. Nennt mir Eure Wohnung, morgen mit dem frühsten bin ich bei Euch!" und hiermit entließ sie sie unter tausend Liebkosungen, mit der dringenden Bitte, sich bis dahin ruhig zu verhalten.

Mit dem Entzücken des Wiedersehns im Herzen wollte Philipp seine Gemahlin in ihre Wohnung zurückführen. Sie mußten an dem Pallast der Inquisition vorüber, und sahen auf den Stufen desselben ein armes Weib mit einem schönen Kinde sitzen, welche die Vorübergehenden um eine Gabe ansprach. Rosa ward durch den Anblick des Kindes gerührt, trat hinzu und beschenkte die Frau reichlich. Aber das Schicksal wollte nun alles zum Ende führen und so geschah es denn, daß Alfonso in diesem Augenblicke aus dem Pallast trat, und die beiden wohlbekannten Gestalten dicht vor sich erblickte.— Bleich, zitternd und wie eingewurzelt stand der Schreckliche und starrte sie mit Basiliskenblicken an. Rosas hohe Schönheit und der heitre

Blick ihres glücklichen Gatten, zeigte ihm, was er verlohren hatte und alle, aufs neue erwachten Leidenschaften riefen ihn auf zum furchtbarsten Entschluß. — „Das sind sie!" stammelte er mit bleichen Lippen, als sie ruhig weiter gingen; „aber sie sind in meine Hände gegeben."

Die Schergen verstanden seine Winke, und ehe die Schuldlosen noch ihre Wohnung erreicht hatten, ereilte sie in einer einsamen Straße ein Wagen, in den man sie einzusteigen zwang, und ehe sie nur ahnen konnten, was man mit ihnen vornehmen wollte, hatten sich die eisernen Thore schon hinter ihnen geschlossen und die Diener der Inquisition hatten sie, schon getrennt von einander, in tiefe Gefängnisse geworfen.

Alfonso jauchzte im Geheim auf, daß die beiden, sonst von ihm so geliebten, jetzt so gehaßten Menschen, nun in seiner Gewalt waren und schwur, sie zu verderben.

Ach! warum blühen die beiden Himmelsblumen, Liebe und Freundschaft, so nahe bei den giftigen Gewächsen, Haß und Rache? — Warum steht das Menschenherz offen vor ihnen, wie

die goldne Pforte des Westen, durch welche leise Abendwinde wandeln und Stürme toben? —

In dem Gefühl seiner furchtbaren Gewalt, zauderte Alfonso nun keinen Augenblick länger, den Durst nach Rache zu stillen. — Die Liebe, die zuletzt seine ganze Seele erfüllt und die er verstanden und erwiedert geglaubt hatte, sie sollte nicht ungestraft ihn getäuscht, das Glück, welches ihm das Schicksal für die letzte Hälfte des Lebens gezeigt, und das er tief vor den Augen der neidischen Welt verborgen hatte, sollte ihm ungerächt Niemand gestohlen haben. — Er übergab die beiden unglücklichen, schuldlosen Menschen dem Inquisitions-Gericht, und stellte selbst die Anklage-Punkte wider sie auf, worin er als Hauptverbrechen angab: daß Rosa die Tochter einer verruchten Zigeunerin sey, und daß Philipp sich habe bewegen lassen sie zu heyrathen und ihre gotteslästerlichen Meinungen anzunehmen. Sie wurden vor Gericht gestellt und ihnen die Klagepunkte vorgehalten. Da sie nun nicht läugnen konnten, daß sie die Mutter Biorenka größtentheils unter der Verkleidung einer Zigeu-

nerin gesehen hätten, so wurden sie weiter nicht gehört und für schuldig erkannt, und es bedurfte keines andern Beweises, um sie unter die Zahl derer aufzuzeichnen, denen das Todes-Urtheil gesprochen werden sollte. —

In seine Kutte verhüllt und ohne sich zu erkennen zu geben, saß Alfonso selbst mit zu Gericht, und weidete sich an der Verzweiflung seiner Opfer, deren blühende Gesichter in der dumpfen Kerkerluft schon einzufallen anfingen, und deren stolzes Gefühl der Unschuld dennoch die Schrecken, vor dem nahen grausenvollen Ende, nicht zu verscheuchen vermochte. Aber ihm war dies nicht genug. Die Unglücklichen sollten auch wissen, von welcher Hand sie starben, sie sollten den Rächer erkennen, der wie eine Gestalt des Grabes wieder aufgestanden war, um ihr schuldloses Glück zu zertrümmern. Als man sie nach dem letzten Verhör in die Kerker abführen wollte, wohin die zum Tode Verurtheilten gewöhnlich gebracht werden, ließ er sie vorher in ein Zimmer führen, worin er allein sich befand, und als sie nun hier zu verschiednen Thüren hineintraten,

und sich wieder erblickend mit offnen Armen auf einander zueilten; sprang er wüthend dazwischen, riß sie auseinander und schrie: „Kennt ihr mich? Ihr Schändlichen!" —

Da erkannten sie ihn wieder, aber sie erschraken nicht, denn sie hofften in ihrer Unschuld vielmehr, der wiedergefundne Freund solle ihr Retter seyn. Als nun aber Philipp vertrauend seine Hand faßte, und Rosa ihn kindlich umschlingen wollte, und flehend rief: „Mein Vater, rette Deine armen Kinder!" — da fachte der sonst so süße Vater-Name von neuem seine Wuth an, denn er hatte nur ihr Geliebter seyn wollen; da stieß er sie von sich und Vorwürfe und Verwünschungen strömten über seine zuckenden Lippen, und mit der furchtbaren Bestätigung: daß nur seine gewaltige Hand es sey, die sie dem Tode rächend weihe! verließ er die Unglücklichen, die starr vor Entsetzen wieder in ihre dunkeln, getrennten Kerker abgeführt wurden. Am Abend dieses Tages, als Philipp auf seinem feuchten Strohlager in tiefen Gedanken saß und sich vergeblich bemühte, Trost aus der eignen Brust

zu schöpfen, trat der Gefangenwärter mit Licht und einem Korbe Essen und Wein in das Gefängniß. Er setzte es vor Philipp hin, und als er ihn lange aufmerksam betrachtet hatte, sagte er: „Ja, ich zweifle nicht mehr, Ihr seyd de St. Goudran, der einst in französischen Kriegsdiensten stand?" und da Philipp dies bejahete, gab er sich ihm als jenen Spion zu erkennen, dem Philipp vor der Schlacht bei Malplaquet das Leben geschenkt hatte.— „Herr! sagte er: ich will nun wiedervergelten; Ihr seyd in schreckliche Hände gerathen! ich frage nicht auf welche Weise und ob Ihr schuldig seyd, allein wenn ich nicht augenblicklich für Eure Rettung alles wage, so seyd Ihr verlohren, denn aus diesen Gefängnissen geht es nur zum Tode!" — Philipp freute sich zwar des Freundes in der Noth, aber er wollte nicht allein, sondern nur mit Rosa der Gefahr entfliehen, oder mit ihr sterben. — Doch der dankbare Mann wußte dringend zu sprechen, und ihn endlich zu überzeugen, daß sie beide nur einzeln auf dem Wege einer geheimen Flucht zu retten

wären, und das Wagestück bei ihm begonnen werden müßte. Er versprach ihm heilig, auch für Rosas Rettung alles zu wagen, obgleich sie einem andern harten Gefangenwärter übergeben sey: Gelänge es ihm, dann wolle er selbst mit ihr entfliehen, sie zu ihm führen, und bei ihm leben und sterben! —

Philipp gab endlich der süßen Hoffnung wieder Raum, und ließ den Gefangenwärter gewähren. Dieser nahm nun aus dem Korbe schnell einen Krug mit Blut; Philipp mußte sich wie todt auf seinem Lager ausstrecken, einen Dolch in die Hand nehmen und sich mit dem Blute übergießen lassen. Hierauf eilte der Gefangenwärter den Arzt herbeizurufen, der so eben die Gefängnisse besuchte, um ihm den Leichnam des Selbstmörders zu zeigen. Dieser kam, und als er Philipp regunglos und im Blute liegen sah, untersuchte er ihn nicht weiter, sondern stellte den Todtenschein aus. — Da nun dergleichen Selbstmörder ohne Weiteres von den Wärtern in den geheimen Begräbnißkellern der Inquisition verscharrt zu werden pflegten, so

war es diesem Gefangenwärter ein Leichtes, da er den ärztlichen Todtenschein in Händen hatte, einen fest vernagelten Sarg, mit Erde angefüllt, vergraben zu lassen, indeß er Philipp, als Mönch verkleidet, unaufgehalten durch alle Wachen führte. So hatte ihm denn die Dankbarkeit das Leben erhalten, und unter der schützenden Hülle eilte er, die schrecklichen Grenzen Spaniens zu verlassen.

Die Todesurtheile über Philipp und Rosa waren indeß gesprochen. Der Tag war angesetzt, wo bei dem großen Auto da Fe auch diese beiden kostbaren Leben im Flammentod zerfallen sollten. Philipp war ihm durch den scheinbaren Selbstmord glücklich zuvorgekommen. Die arme Rosa aber lag krank und verlassen in ihrem schauderhaften Gefängnisse. An die dumpfe feuchte Nacht, die sie umgab, an das harte kalte Strohlager, an die grobe elende Kost nicht gewöhnt, mußte ihr zarter Körper unterliegen, und wenn auch das fromme Bewußtseyn ihr Trost zuflüstern wollte, so war doch die Angst um den Geliebten und der Schauder vor

Alfonsos schrecklicher Wiedererscheinung so groß, daß sie nur von diesen Bildern fortwährend geängstigt wurde. Keine freundliche Stimme sprach ihr Trost zu, kein liebendes Auge wachte bei ihr; — nur ein furchtbares Fieber fuhr ihr bald wie Eis und bald wie Flammen durch die Adern, indeß in der Grabesnacht ihres Kerkers leise der Tod schon seine sichere Beute umschlich.

Alfonso konnte den Tag der Hinrichtung nicht erwarten, denn die unbeschreibliche Unruhe, die seine Seele folterte, seit das Todesurtheil unwiderruflich gesprochen war und seit er Philipps Selbstmord vernommen hatte, scheuchte allen Schlaf von seinem Lager und ließ ihm den Hauptmoment herbei wünschen, in welchem er alle seine verzehrenden Leidenschaften abzukühlen glaubte. Endlich lag nur noch ein Tag dazwischen. — Alfonso war am Morgen dieses letzten Tages vor der Hinrichtung, früh schon aufgestanden, denn er hatte auch diese Nacht wieder schlaflos durchwacht, als ihn die Laien-Schwester eines Nonnen-Klosters zu

sprechen verlangte und ihm, da sie vorgelassen wurde, die Bitte ihrer Aebtissin mündlich überbrachte: sich unverzüglich zu ihr zu begeben, weil sie Dinge von großer Wichtigkeit mit ihm zu besprechen habe! Alfonso zögerte nicht, ihr im Augenblicke zu folgen. Sie führte ihn in das Kloster der barmherzigen Schwestern und wies ihn hier mit der Bedeutung in das Sprachzimmer, daß sie die Aebtissin sogleich herbeirufen wolle. —

Während sich Alfonso nun hier allein befand, warf er seine Blicke auf ein Gemälde an der Wand, das ein schönes Weib in Nonnentracht darstellte. Aber je länger er es betrachtete, desto unruhiger fing sein Herz an zu schlagen, denn die Züge waren ihm bekannt und vertraut, und es war ihm, als wollten sich die schönen Lippen öffnen und ihn beim Namen rufen. Und als er stand und zweifelte und nicht zu entscheiden wagte, ob er Rosas Bildniß vor sich sähe, oder ob eine Gestalt aus langer Vergessenheit ihm wieder nahe träte, klopfte ihm jemand auf die Schulter und fragte: „Wie gefällt Euch das Bild?" — Alfonso

schrack zusammen, denn hinter ihm stand die Zigeunerin Biorenka.

„Hebe Dich weg von mir! Du Scheusal! rief Alfonso entsetzt: mit Dir habe ich nichts mehr zu schaffen! Ich komme, mit der Aebtissin des Klosters zu sprechen und wie darfst Du Dich in dies Heiligthum drängen?"

„Ehrwürdiger Herr! sagte Biorenka: eben die Aebtissin schickt mich zu Euch, denn ehe sie Euch sprechen kann, habt Ihr mir noch manches zu sagen! Herr! fuhr sie fort, bei allem, was Euch heilig ist, fordre ich die Wahrheit: Wißt Ihr nichts von Rosa und ihrem Gemahl? — Wie eine Erscheinung habe ich sie hier wieder gefunden, aber auch wieder verlohren, und nachdem ich sie in unnennbarer Angst lange vergeblich überall gesucht, habe ich endlich nicht ohne Grund den schrecklichen Gedanken fassen müssen, daß die Schuldlosen in die Hände Eures furchtbaren Gerichts gefallen sind!" —

Alfonso sah sie mit stolzem Lächeln an und sagte: „Ja! für Dich sind sie nun verlohren! Meine gewaltige Hand hat endlich die

Schändlichen getroffen und wird auch Dich vernichten!"

„Herr! flehte Biorenka, bei dem Andenken an jenes Bild dort, beschwöre ich Euch, mir zu sagen: was meine armen Kinder verbrochen haben?"

„Und das kannst Du noch fragen? Zigeunerin! rief Alfonso! — Sie haben mich um meine Seeligkeit bestohlen, drum will ich ihr Leben zerdrücken. — Siehe! Deine Tochter war mir einst das Theuerste auf der Welt, ich hatte sie zu einem Engel erzogen und Du solltest sie nur als mein glückliches Weib erst wiedersehen. Da bricht der treulose St. Goudran, der Einzige, dem ich, schwach genug, mein Geheimniß anvertraue, während meiner unglücklichen Gefangenschaft, als Räuber in mein Heiligthum und stiehlt mir die Liebe meiner Braut, sie läuft ihm nach in die Welt und ich bin mit meinem treuen Herzen vergessen, muß mich abweisen lassen, wie ein Bettler, muß sie überall vergebens suchen und endlich dies

heiße, glühende Herz unter der Mönchkutte verbergen!"

„Und dies ist ihr einziges Verbrechen?" fragte Biorenka.

„Es ist die Schuld, die mich zur Rache ruft! sagte Alfonso: Doch, weil sie Deine Kinder sind, Du sündhaftes, ketzerisches Weib, hat sie das heilige Gericht zum Tode verdammt. Der feige St. Goudran hat sich bereits selbst entleibt und Deine Tochter wird morgen gerichtet!"

„Heiliger Gott!" rief eine Stimme hinter dem Sprachgitter und Alfonso erblickte die Aebtissin, die auf ihre Kniee gesunken, flehend die Arme nach ihm ausstreckte. — Aber Biorenka faßte ihn und indem sie ihn dicht vor das Sprachgitter hinzog, fragte sie ihn: „Kennst Du dies Weib?" — Da sah er, daß es das Original jenes Gemäldes war, und die Vergangenheit hob ihren Schleier und die Hand vor die Augen schlagend, rief er: „Isabella!"

„Erkennst Du mich wieder? fragte sie sanft: hast Du den Namen der armen, treuen, verlaßnen Isabella noch nicht vergessen? —

Muß ich hier vor Dir auf den Knieen liegen, um das Leben unseres Kindes von Dir zu erflehen?" —

„Um Gottes Barmherzigkeit willen! schweig! rief Alfonso zurückbebend: schweig! was wollen Deine Lippen bekennen?" —

„Das theuerste und heiligste Geheimniß meines Lebens! sprach sie: daß Rosa meine und Deine Tochter ist!" —

Alfonso sank bei diesen Worten, wie vernichtet, auf einen Sessel und verhüllte sein Gesicht. —

„Als sie mich wieder fort führten aus unserm glücklichen Thale, fuhr Isabella fort, nachdem sie sich erhoben hatte: und Du mir nicht zu Hülfe eiltest, brachte man mich, zur Strafe für meine Flucht, in dieses Kloster. Hier gebahr ich im Geheim Deine Tochter und mußte den Schleier nehmen. Meiner treuen Anna vertraute ich unser Kind, und nachdem sie es wie eine Mutter auferzogen, ging sie, mit meiner Bewilligung, unter der Verkleidung einer Zigeunerin, mit dem schönen Kinde in die

Welt, um Dich aufzusuchen und wenn sie Dich gefunden, Dich zu prüfen, ob Du es noch werth seyst, daß wir Dir die Tochter zuführten. Als Dich endlich nach Jahre langem, vergeblichen Suchen, Anna in Frankreich gefunden hatte, als Rosa Deine Pflegerin geworden war und sich Dein Herz mit zarter Liebe an das Mädchen gehangen, wollte Anna mit dieser frohen Botschaft erst zu mir eilen, um meiner Bewilligung gewiß zu seyn, ehe sie Dir die Tochter an das Vaterherz legte. Allein Dein wildes Gemüth kannte die reine Flamme der Liebe nicht, und im Wahnsinne Deiner schrecklichen Leidenschaft, stahlst Du Dir die eigne Tochter!"

„Ach! warum verschwiegt Ihr es mir denn, daß es meine Tochter war?" rief Alfonso.

„Weil wir Dich für treulos hielten! fuhr Isabella fort: und Dich erst prüfen wollten, ob Du mich vergessen hättest, denn wer die Mutter vergißt, kann dem Kinde kein guter Vater seyn!" —

Anna, die indeß ihre Verkleidung abgeworfen hatte, trat in der Tracht einer Laien-Schwe-

ster wieder herein und fragte ihn: „Wißt Ihr noch, wie ich Euch, am Abende vor der unglücklichen Schlacht bei Malplaquet, Isabellens Ring aufsteckte? nachdem ich Euch und unsre Rosa, in unbeschreiblicher Angst, Jahre lang gesucht hatte; wißt Ihr noch, wie ich Euch in den letzten Stunden beschwor, mir den Aufenthalt meines Kindes zu gestehen, und wie ich die alten Erinnerungen alle in Euch zu wecken suchte? — Aber Ihr warft mir Isabellens Bild vor die Füße, Ihr wolltet mich ermorden, und da ich das Geheimniß Eurer sündlichen Liebe ahnete, flehte ich zu Gott, er möchte Euch lieber auf dem Schlachtfelde ein Ziel setzen! — Der Himmel schien mich erhört zu haben; ich sah Euch sinken! — Keine Gefahren konnten mich abhalten, zu Euch zu eilen, um Euch im Todeskampf das Geheimniß Eures Kindes noch zu offenbaren, und das Geständniß ihres Aufenthalts von Euch zu verlangen. Allein Ihr waret schon bewußtlos und die Feinde rissen mich von Euch. Bis zum Frieden bin ich in der Gefangenschaft der Engländer gewesen.

Dann eilte ich wieder hierher zu meiner Gebieterin und fand auch Euch endlich, zu meinem Erstaunen, in der Mönchkutte wieder. Alles hätte sich nun gar erfreulich lösen können, da das Schicksal auch Eure Kinder herführte; wohnte nur in Eurem unbezähmten Gemüthe ein heiligeres Gefühl, als glühende Leidenschaften. Ach in dem Augenblicke, wo ich Euch nun alle zu vereinigen gedachte, habt Ihr selbst Eure Kinder verurtheilt!" — „O! meine armen unschuldigen Kinder! schrie Alfonso in Verzweiflung: ia, ich habe meine Tochter heiß geliebt, ob ich gleich die Quelle dieser Liebe nicht verstand und in ihr nur Dein verjüngtes Bild, Isabella, erblickte!"

Da streckte Isabella gegen den sonst ihr so theuren Mann, die Arme aus und flehte um das Leben ihres Kindes. Aber er saß mit krampfhaft gefalteten Händen und gesenktem Haupte da, weinte laut und stammelte: „Es ist vorbei!" — Und als nun Isabella ihn bei ihrer alten heiligen, nie erloschnen Liebe beschwor: ihr Kind zu retten! und auch Anna

vor ihm sich niederwarf und ihn mahnte, sein Leben an das Leben seines Kindes zu setzen! da faßte endlich die alte Kraft aufs neue sein Gemüth und er rief aufspringend: „ich will sie retten, oder mit ihr untergehen!" — und ohne ein Wort weiter, verließ er das Kloster und eilte in den Pallast der Inquisition.

Bleich und verstöhrt trat er in das Zimmer des Cardinal Groß-Inquisitors, bei welchem er stets freien Zutritt hatte, und bat um eine geheime Unterredung. Der Greis gestand sie ihm zu, erstaunt, den sonst so kalten, verschloßnen Mann in einer solchen Gemüthsbewegung zu erblicken. — Aber seit mit dem Vatergefühle der Geist einer uneigennützigen reinen Liebe in Alfonsos starke Seele eingezogen war, der die furchtbaren Gespenster seiner Leidenschaften verjagt hattt; seit die verzehrende Gluth seines Herzens untergegangen war, in der treuen heiligen Liebe zum Kinde, seit er nicht mehr arm und verrathen, nein! so unendlich reich und geliebt auf der Welt stand,— seitdem war er wieder Mensch geworden und wollte sich das retten, was er so

eben gewonnen hatte. — Er zögerte nicht, dem Groß-Inquisitor die Hauptpunkte seines Lebens unverholen zu erzählen, und sich selbst mit furchtbarer Offenheit anzuklagen, damit sein Kind desto reiner und schuldloser erscheinen möchte. — Der alte Cardinal hörte ihm theilnehmend zu, aber als er geendigt hatte, reichte er ihm die Hand und sprach: Unglücklicher Vater! Dein Kind ist doch verlohren! — Da umschlang Alfonso seine Kniee und flehte, laut heulend, um das Leben seines Kindes! — doch der Greis blieb unerbittlich. „Das Urtheil, welches von unserem Gericht gesprochen, und vom Könige selbst schon unterzeichnet worden ist, kann ich nicht abändern!" sagte er, sich von Alfonso losmachend: „Du hast Deine Tochter uns selbst überantwortet, erkenne des Himmels weise Fügung darin: Ihr Tod soll Deine und Isabellens Schuld versöhnen." „Hochwürdiger Vater! rief Alfonso verzweifelnd: wenn ein Opfer fallen muß, so laßt mich für sie sterben!" — „Nein! sagte der Greis: Deine Prüfung ist noch nicht zu Ende. Je reiner und schuld-

loser Dein Kind wirklich ist, desto ruhiger und freudiger laß es vollenden! — Ich hielt den Tod sonst auch für eine Strafe; aber seit ich ihn vergeblich für mich selbst herbeisehne, ihn, den ich verschwenderisch an Tausende ertheilt habe, seitdem fühle ich, daß er nur der Weg aus der Nacht, zur Klarheit des ewigen Vaters ist — nur der Sonnenblick, in welchem die reife Frucht abfällt!" —

Als nun Alfonso sahe, daß nichts mehr seine Rosa zu retten vermochte; da ging sein leidenschaftliches Gemüth vom tiefsten Jammer, zur höchsten Wuth über. Er riß einen Dolch aus dem Gewande und hielt ihn unter vermeßnen Schwüren zum Himmel empor: daß ehe sein Kind von Henkers Hand stürbe, er das Entsetzlichste begehen werde! Der Groß-Inquisitor verließ ihn ernst drohend, und befahl seinen Leuten, auf ihn Acht zu haben, und ihn nicht eher wieder in die Gebäude der Inquisition einzulassen, bis das morgende Auto da Fe vollzogen seyn würde.

Alfonso rannte wie ein Rasender umher. Er wollte in die Gefängnisse der Inquisition zu seiner Tochter dringen, allein man wieß ihn zurück. — In der entsetzlichen Angst, sie nicht mehr retten zu können, und von ihr selbst verkannt zu bleiben, lief er zu seinem Beichtvater, einen der Geistlichen, die man zu den Verurtheilten vor der Hinrichtung noch ein Mal zu senden pflegte, vertraute diesem sein Geheimniß und beschwor ihn: es der Tochter zu offenbaren, und sie mit dem unglücklichen Vater zu versöhnen. Der Geistliche versprach es und hielt Wort.

Auch der dankbare Gefangenwärter hatte sein Versprechen lösen, und Rosa befreien wollen. Allein seine oft wiederholten vergeblichen Versuche zu ihrer Rettung, machten ihn endlich selbst verdächtig, und wenige Tage vor der Hinrichtung vermochte er selbst nur durch eine schnelle Flucht sich vor einer harten Strafe zu retten.

Der Morgen war endlich aufgegangen, an welchem das Blutgericht gehalten werden sollte. Auf einem großen freien Platze vor Madrit waren Scheiterhaufen aufgeschichtet. Der Spa-

nische Hof im vollen Glanze und fast alle Einwohner der Stadt eilten, dem Trauerspiele beizuwohnen. Auch die ernsten Richter der Inquisition standen an ihrer Stelle, und selbst Alfonso fehlte unter ihnen nicht. Der alte Cardinal Groß-Inquisitor glaubte, er habe nach hartem Kampfe mit sich selbst, endlich sein Herz besiegt, und warf einen zufriednen Blick auf ihn, allein er entsetzte sich vor den gräßlichen Augen, mit denen Alfonso ihn anstarrte. Endlich nahete unter starker militairischer Bedeckung der Zug, in seiner Mitte die Verurtheilten, die still daher zogen, wie die Schwäne, wenn sie der kalte Nord in ein wärmeres, schöneres Land hintreibt. Ganz zuletzt sah man ein weibliches Wesen, zu schwach zum eignen Fortschreiten, von zwei Gerichtsdienern geführt. — Es war Rosa. — Aber kaum wankte sie bei Alfonso vorüber, als er wie ein wüthender Löwe, der seine Jungen vertheidigt, unter die Wache sprang, die Gerichtsdiener auf die Seite schleuderte, die geliebte Tochter in seine Arme faßte, und im Wahnsinn der Verzweiflung sich mit ihr nach dem Haufen des

Volkes hindrängte, ihm zuzurufen: es solle ihn und sein Kind retten aus den Händen der Henker! — Doch das schüchterne Volk blieb ruhig und wagte nicht das verurtheilte Opfer zu schützen, und als der Groß-Inquisitor winkte, stürzten die Wachen hinzu und wollten Vater und Tochter gewaltsam aus einander reißen. Aber sie hielt ihre zarten Hände fest um seinen Nacken geklammert und flehte matt: „Gieb mir den Tod, mein Vater!“ — und er drückte den ersten heiligen Vaterkuß auf ihre bleichen bebenden Lippen, stieß ihr den Dolch in das reine kindliche Herz und — sank bewußtlos mit ihr zu Boden. —

Nach langem dumpfen Todesschlaf erwachte Alfonso wieder. Sein zurückkehrendes Bewußtseyn knüpfte sich an die letzten Auftritte und mit geballter Faust fuhr er auf und schaute mit rollenden Augen umher. — Aber die Scene hatte sich sehr verändert. Er sah sich bei dem matten Schein einer Lampe, in einer kleinen stillen Kammer auf einem Bette liegen, und neben ihm sitzend eine Frauengestalt, in der Laientracht der barmherzigen Schwestern, die auf ih-

rem Stuhle sanft entschlummert war. — Es war Anna. — Der Groß-Inquisitor hatte den unglücklichen, halbtodten Mann in das zunächst am Richtplatze liegende Hospital der barmherzigen Schwestern bringen lassen, indeß Rosas Leichnam in der Stille fortgeschafft und beerdigt worden war. Hier nun hatte die Aebtissin seine Pflege ihrer Anna anvertraut.

Er erkannte sie, und das Gefühl, daß nach alle dem, was vorgegangen, dieses treue Wesen ihn dennoch nicht verließ, erweichte sein vom Jammer zusammengezognes Herz dergestalt, daß er still zu weinen anfing, und auf die Hand der Schlummernden leise seine Lippen drückte. — Da erwachte Anna. Ihre Freude, ihn wieder am Leben zu sehen, war groß, denn man hatte gezweifelt, daß er wieder zu sich kommen würde.

Als der Tag angebrochen war, kam die Aebtissin selbst in das Hospital, und trat allein in seine Kammer. Alfonso streckte ihr die Arme entgegen und rief: „Isabella! weißt Du, was ich gethan habe?" —

„Ich weiß alles! sagte sie sanft, und sank an seinem Bette nieder. Du hast unser Kind selbst hinüber geführt!"

Langsam, aber endlich doch genaß Alfonso unter der zarten Pflege dieser Frauen. Seine starke Natur, an der alle Leidenschaften, wie an einem Felsen, sich gebrochen hatten, konnte auch der Jammer noch nicht vernichten. — Als er das Zimmer wieder verlassen konnte, ließ ihn der Cardinal Groß-Inquisitor zu sich rufen. Er empfing ihn allein, und nachdem er lange schweigend die bleiche, eingesunkne Gestalt betrachtet hatte, hob er endlich an: „Ihr könnt, nach alle dem was vorgefallen, nicht mehr mit uns zu Gericht sitzen. Die heilige Inquisition hat Euch durch einen Spruch aus ihrer Mitte gestoßen. Eilt nun die Stadt und Gegend zu verlassen, denn das Volk ist gegen Euch aufgebracht!" —

„Und Ihr entlaßt mich auch im Zorn? mein Vater! rief Alfonso. Ich soll noch ein Mal hinaus in die Welt pilgern, von Euch verstoßen? und auch von Eurem Fluch belastet?" —

„Nein, mein unglücklicher Sohn! sagte der

Greis. Ich fluche Dir nicht! Gott sei mit Dir! Du findest vielleicht fern von uns sicherer den Weg zu ihm, als hier. Ich gebe Dir ein Schreiben mit, das in jedem Kloster, in welches Du einzutreten wünschest, Dir eine gute Aufnahme bereiten wird. Zieh hin im Frieden!"

Alfonso ging. — Und nachdem er auch Isabellen das letzte Lebewohl gesagt, verließ er die Stadt und zog als Bettler büssend von Ort zu Ort. Er hatte Spaniens Grenzen endlich überschritten und wanderte nun ziellos in Frankreich umher. — Ach! es zog ihn wohl mit stiller Gewalt noch einmal nach jenem Thale hin, wo er mit Rosa gelebt hatte, und doch wagte er es kaum, die alte, heilige, von ihm zerstörte Stätte wieder zu betreten. Rastlos umher getrieben, ohne Ruhe, ohne Heimath, sehnte er sich unbeschreiblich nach einem stillen, einsamen Orte, wo er unter harten Bußübungen sich heiligen, und sein Leben beschließen könnte; aber so manche Gegenden er auch durchzog, so viele Klöster er auch besuchte, nirgend fand er die Stätte, die ihn freundlich ernst dazu eingeladen hätte.

Eines Tages war er auf seiner endlosen Pilgerschaft von dem Städtchen Seez in der Normandie ausgegangen, und hatte sich, weil er auf den Weg nicht achtete, dergestalt in den großen Waldungen verirrt, daß der Abend schon zu dämmern begann, ohne noch vom frühen Morgen an die geringste Erquickung zu genießen. Erschöpft warf er sich am Fuße einer waldbewachsenen Hügelreihe nieder, die er heut nicht mehr ersteigen zu können glaubte, und war entschlossen, die Nacht hier zu verweilen. Da vernahm er jenseit ein feierliches Abendläuten, und als er nun freudig wieder aufsprang und mit Anstrengung seiner letzten Kräfte den Gipfel endlich gewann, erblickte er, von oben hinabschauend, in einem waldigen Thale die Thürme eines einsamen Klosters. — Der Anblick dieser finstern, abgeschiednen Wohnung bewegte sein Herz gewaltig, denn ein solches Asyl hatte er sich oft geträumt, und mit ausgebreiteten Armen rief er aus: „O nehmt mich auf, in Eure stillen Mauern! hier laßt mich büssen, hier laßt mich sterben!“ — Da erklang die Abend-

glocke noch ein Mal, und schien ihm Antwort zu geben und ihn hinabzurufen. — Es war fast dunkel geworden, als er an die Klosterpforte klopfte und um Herberge bat. Man ließ ihn ein, und auf sein Befragen berichtete ihm der Pförtner, daß er sich in dem Kloster la Trappe befinde.

Nach einer kurzen Ruhe, ließ er sich des andern Tages freudig dem ehrwürdigen Abte vorstellen. Er machte ihn mit dem seltnen, schrecklichen Gange seiner Schicksale bekannt; er überreichte ihm das Schreiben des Groß-Inquisitors, und bat um die Aufnahme in dieses Kloster so dringend, wie um das letzte Almosen. Der Abt sagte ihm seine Bitte zu, und weil er ihm die harten Prüfungen seines Lebens hoch anrechnete, und die heissen Wünsche des armen, unglücklichen Mannes gern bald erfüllen wollte; so suchte er es dahin zu vermitteln, daß er ohne Weiteres als Mönch eingekleidet wurde.

So legte denn Alfonso nun öffentlich das Gelübde der strengsten Bußübungen ab; so schwor er denn, den harten Gesetzen des Ordens gemäß: fortan zu schweigen, bis an das Ende! —

Als die Feierlichkeit seiner Einweihung vorüber war, und er zum ersten Mal unter seine schweigenden, abgehärmten Klosterbrüder trat, wer beschreibt sein Entsetzen, als er mitten unter ihnen unverkennbar Philipp de St. Goudran erblickte! — Philipp hatte ihn schon früher bei der Einweihung wieder erkannt, und auch er bebte vor den scheuen Blicken des Mannes zurück, der sein ganzes Glück zertrümmert hatte, und mußte wankend den Saal verlassen. —

Der Gefangenwärter nehmlich, war, da er selbst entfliehen mußte, zu Philipp geeilt, und hatte ihm die Nachricht von Rosas unvermeidlichem Tode gebracht. Hierauf hatte Philipp alle seine Güther seinen Verwandten übergeben, und weil er meinte, fortan nur weinen, nicht mehr sprechen zu wollen, so hatte er sich hier zum Mönche weihen lassen.

Aber die beiden, vor einander zurückbebenden Gestalten, mußten sich dennoch täglich oft wieder begegnen. Mit niedergeschlagnen Augen und fast ohne die Speisen zu berühren, saßen sie an der Tafel sich gegenüber. Mit geheimen Grauen

knieeten sie oft neben einander in der Kirche beim Gebet. Hätten sie ihre Herzen sich gegenseitig eröffnen können, sie wären versöhnt einander in die Arme gesunken. — Aber sie mußten schweigen. — Den Blick voll Thränen der Reue und voll unaussprechlicher Vaterliebe, den Alfonso auf den Gatten seiner Tochter heftete, verstand Philipp nicht und wich ihm aus; und das stille Mitleid und die milde Verzeihung, womit Philipp den unglücklichen, tief gebeugten Freund anschaute, blieb für Alfonso ein Geheimniß, — denn sie mußten schweigen. — Und dennoch, je öfter sie sich sahen, desto mehr zog es sie wieder zu einander, und in stiller Sehnsucht suchte bald einer des andern Nähe, denn die Last des Herzens wurde doch leichter, wenn die Seele, obgleich vielleicht unverstanden, ins Auge treten konnte.

An der Pforte des Kirchhofs, auf welchem die Mönche sich selbst ihre eignen Gräber graben müssen, sind zwei alte steinerne Sitze angebracht. Hier pflegte Philipp oft bei einbrechendem Abend zu verweilen, und die stillen, theils schon

grün überwölbten, theils noch offnen Gräber betrachtend, an seine Rosa zu denken, die, wie er glaubte, nicht unter dem Rasen schlief, sondern deren zarte Hülle die Flammen in Asche verwandelt und die Winde wie Blüthenstaub über die Erde verweht hatten. Hierher folgte ihm oft Alfonso, setzte sich still auf den andern leeren Sitz, und dachte auch an seine Tochter. — Wenn man nun die beiden bleichen Gestalten, die sich so viel zu sagen hatten, dennoch schweigend und unbeweglich, im Mondlicht einander gegenüber sitzen sah, wie sie die Hände still gefaltet hielten, und mit unbeschreiblicher Sehnsucht einander unabläßig in die tiefen Augen schauten; so meinte man, zwei alte steinerne Heiligenbilder zu erblicken, die, wie auch die Zeit mit ihren Jahren an ihnen vorüberzieht, nicht ihre Augen von einander abwenden können.

Herbst und Winter waren endlich verstrichen, und der Frühling stieg auch in dieses öde Thal hinab. Philipp erging sich an einem schönen Morgen einsam im Garten des Klosters, und blieb in tiefer Wehmuth vor einer Rose stehen, der ersten,

die sich so eben wieder entfaltete, gedachte der lieblichern Namenschwester, und bethaute die Blume mit stillen, heissen Thränen.

Da trat auch Alfonso leise hinzu, und die geheimen Gedanken seines Freundes errathend, pflückte er die Rose, und nachdem er sie leise geküßt, steckte er sie an Philipps Brust. — Da öffnete dieser überwältigt, ihm die Arme und laut weinend sanken sie einander wieder an den Busen — aber sie schwiegen. —

So im treuen Schweigen und frommen Dulden verständigt und versöhnt, durch eine zartere Sprache, wandelten sie noch viele Jahre neben einander, bis sie endlich der Tod aus dem Schweigen der Klosterzelle, in das noch viel tiefere, ewige Verstummen der seinigen führte. Aber freudiger hat ihn wohl Niemand begrüßt, als sie, denn er war ihnen der Bothe, der sie aus dem Kerker des Lebens vor Gericht bestellte, wo vor einem milden Richter alle Räthsel sich lösen.

Die Todtenhand.

Eine Kriminal-Geschichte.

Der Jahrestag der Schlacht bei G. war aufs neue erschienen, und wurde in dem Städtchen dieses Namens von allen Bewohnern festlich begangen. Die Kirche war am Nachmittage, während des Gottesdienstes, gedrängt voll; viele Fremde hatten sich weither eingefunden, denn alle wollten den Diaconus Thomas Reinhagen predigen hören, der weit und breit für den trefflichsten Kanzelredner galt. Und auch diesmal ergriffen seine einfachen und gehaltvollen Worte die Herzen aller Zuhörer; er erhob sie über das dunkle Schlachtfeld voll Blut und Thränen, und führte sie den Berg des Glaubens hinan, von wo aus er ihnen, die damals so finstern und jetzt von der Sonne des Friedens so hell bestrahlten Wege des Schicksals zeigte. Nicht mit

Wehmuth, nein, in erhabener Freude, suchte er das Andenken der, auf der Wahlstatt Gefallenen zu begehen, und es gelang ihm, Allen Trost zu geben, die in banger Trauer über den Verlust ihrer Geliebten in das Gotteshaus getreten waren. Nur als er am Schlusse den Segen über jene Todten aussprach, und seine Augen fest auf der schwarzen Tafel hafteten, welche in großer goldner Schrift auch den Namen seines Sohnes unter den Gefallenen nannte, da zuckte, wie ein electrischer Funke, aus seiner vollen Brust der Stral der Wehmuth durch alle Herzen, und ein leises Schluchzen erhob sich in der Kirche, während er selbst bebend die Kanzel verließ.

„Laß uns ein wenig ins Freie gehen!" sagte Reinhagen zu seiner Tochter, als sie aus der Kirche zurückgekommen waren, und er sich umgekleidet hatte. „Wir haben heute noch eine heilige Stätte zu besuchen!" — Ada folgte dem Vater, und so gingen sie hinaus auf das Schlachtfeld und erstiegen daselbst einen Hügel, von dem sie es frei übersehen konnten.

„An jener Waldspitze also?" — fragte der Alte.

„Ja dort ist er gefallen!" entgegnete Ada: „Im tiefen Dickig erhebt sich dort der große Grabhügel, wo unter den vielen Tapfern auch unser Joseph ruht!"

Um den Hügel, auf dem sie standen, wogte jetzt das reife Korn, auf den grünen Angern weideten die Heerden, und auf den vielen Wegen im Thale sah man bunte Gruppen von Menschen wandeln, die auch dies Feld besehen wollten. Der Friede hatte das blutige Bild des Krieges ausgelöscht und auf dieselbe Tafel sein liebliches, kindlich frohes Antlitz gemalt. Doch Reinhagen stand unbeweglich und blickte schweigend nach der Waldspitze hin, während ihm große Thränen über die bleichen Wangen rollten.

Ein Wagen hielt unten am Hügel und zwei Fremde stiegen ebenfalls hinauf. Der Prediger und seine Tochter bemerkten sie nicht, und indeß Ada liebend und besorgt ihre Arme um den Vater schlang und dieser einen Kuß auf die Stirn des Mädchens drückte, ging der Aelteste der bei-

den Fremden freundlich auf sie zu, bot dem Alten die Hand und sagte: „ich bin auch Vater! haben Sie einen Sohn dort unten verloren?"

„Ja," antwortete dieser, zeigte nach der Waldspitze und wendete sich ab, um seine Thränen zu verbergen.

„Armer Vater!" sprach der Fremde: „waren Sie heut nicht in der Kirche? haben Sie aus jener trefflichen Predigt nicht auch reichen Trost geschöpft?" —

„Ich bin getröstet!" erwiederte Reinhagen und sah ihn mild und freundlich an. Da erkannte der Fremde den Prediger wieder, der von der Kanzel auch zu ihm gesprochen hatte; er breitete seine Arme aus, und zog ihn an die Brust.

Die beiden Alten vertieften sich bald in ein ernstes Gespräch, indeß sich der junge Mann, ein schöner schlanker Jüngling, von Ada erzählen ließ, was sie von der Schlacht wußte. — Er lächelte zuweilen bei ihrer begeisterten Schilderung, und sagte endlich:

„Wie schön es nicht aus Ihrem Munde

klingt, wenn Sie die Heerhaufen so muthig anrücken lassen! Aber es war auch ein großer, heiliger Tag, und ich bin stolz, unter jenen Freiwilligen mit gefochten zu haben, die Sie die kühnen Retter des Vaterlandes nennen!"

Es fand sich nun, daß der junge Mann Ada's Bruder gekannt hatte und daß sie Freunde gewesen waren. Sie erfuhr von ihm, daß auch er dort, an jener Waldspitze, wo das Gefecht am hartnäckigsten gewesen, an ihres Bruders Seite gestritten und eine schwere Wunde an der Hand erhalten habe.

Die Sonne war dem Sinken nahe; der Fremde wollte scheiden; er faßte die Hand des Predigers und sagte: „Mir ist der heutige Tag durch ihre Bekanntschaft sehr werth geworden, deßhalb erlauben Sie mir eine theilnehmende Frage: Wie kommt es, daß ein Mann von solchem Geist und Gemüth sich auf dieser dürftigen Stelle befindet?"

„Ich bekleide sie erst seit zwei Jahren!" entgegnete Reinhagen bescheiden: „aber ich muß glauben, daß ich hier an meinem Platze stehe,

denn sonst würde das Schicksal mich wohl anderswo gelassen haben!"

„Waren Sie denn einst glücklicher und ist diese Stelle nicht Ihre freie Wahl?"

„Ja, ich war einst viel glücklicher!" antwortete der Geistliche sehr bewegt: „aber jetzt steht mir keine Wahl mehr frei! — haben Sie denn niemals," fuhr er nach einer Pause fort: „von dem Pfarrer aus Immenhayn gehört, der, wie Kain, seinen Bruder erschlagen haben sollte?"

„Wie?" fragte der Fremde erstaunt: „Sie sind der unglückliche Thomas Reinhagen?"

„Ja!" sprach der Prediger: „ich bin's!"

Der Fremde schien betroffen und schwieg einige Augenblicke; dann sagte er:

„Leben Sie wohl! Sie sind gewiß unschuldig! ich hoffe, wir werden uns froher wiedersehen!" und hiermit stieg er nebst dem Jünglinge den Hügel hinab, und der Wagen rollte davon, aus welchem der Letztere oft noch zurück grüßte.

Thomas Reinhagen bekleidete einst die schöne Pfarrstelle zu Immenhayn. Sein alter Va-

ter, der früher Oberamtmann gewesen, und durch weise Thätigkeit reich geworden war, hatte sich nach dem Tode seiner treuen Hausfrau von allen größern Geschäften zurückgezogen und sich zu Immenhayn eine nicht undedeutende Besitzung gekauft, wo er in der Nähe des braven Sohnes seine Tage zu beschließen gedachte. Zwar besaß er noch einen ältern Sohn, mit Namen David, aber dieser war dem Vater so fremd geworden, daß er nur mit Sorge an ihn dachte.

Nicht das Weltmeer, das zwischen ihnen lag, sondern das kalte, stolze, geizige Gemüth des Sohnes, hatte ihn vom Vaterherzen entfernt. Schon im Knaben zeigte sich der unbesiegbare Hang nach Erwerb, und trieb ihn oft zu regerem Fleiße, als den sanftern Bruder Thomas; dann pflegten die Freunde wohl zu sagen: Der David wird ganz das Ebenbild des Alten, eben so thätig und einsichtvoll, und unter seinen Händen werden die Groschen des Vaters zu Thalern wachsen! — Aber der Oberamtmann schüttelte dann immer den Kopf und meinte: Nein, der David nicht! rechnen und

erwerben wird er wohl, aber das Hineindividiren mit der Menschenliebe, das lernt er niemals. Thomas aber, der wird, wie ich, fröhlich säen und reichlich erndten, und wenn auch nicht auf dem Felde, doch im Garten Gottes, der noch viel herrlichere Früchte trägt! Der Alte hatte recht. David wurde Kaufmann und erwarb sich bald eine unabhängige Lage. Er fragte wenig mehr nach Eltern und Bruder und ging gegen den Willen der Seinigen zur See. „Ach!" sagte seine fromme Mutter: „Er wird die Zufriedenheit nirgends finden, und schifft ihr auch wohl über's Meer vergeblich nach!"

Viele Jahre verstrichen ohne Nachricht. Endlich kamen Briefe aus Surinam, dort hatte David glückliche Geschäfte gemacht, und die Tochter eines der reichsten Plantagen-Besitzer geheyrathet. Er entwarf ihnen ein stolzes Bild seines prächtigen Lebens, seiner großen Reichthümer und vielen Sklaven, und schloß mit der Bemerkung: so weit könne es der Mensch bringen, wenn er seinen Weg mit Klugheit zu gehen wisse.

„Mag ihn der liebe Gott segnen mit Menschenliebe und Weisheit!“ sagte der Ober-Amtmann: „auf daß er das reiche Pfund, welches er ihm zugemessen, recht verwalte!“ Er schrieb ihm einen herzlichen, väterlichen Brief, er meldete ihm den Tod seiner Mutter, und gestand ihm recht sehnsuchtvoll, daß er ihn gern noch einmal wieder sehen möchte, ehe der Tod auch ihn abriefe.

Doch es verging ein Jahr nach dem andern, und David kam nicht und schrieb auch nicht wieder. Da säumte der Tod nicht länger und der alte Vater entschlief in den Armen seines Thomas.

Dieser wohnte schon seit zwei Jahren im Hause des Vaters; denn als bei einer im Dorfe ausgebrochenen Feuersbrunst auch die Pfarrwohnung niedergebrannt war, hatte der Vater ihn mit seiner Familie freudig aufgenommen.

Er meldete den Todesfall unverzüglich nach Surinam, gab dem Bruder eine Uebersicht der väterlichen Verlassenschaft, und eröffnete ihm, in Betreff derselben, freimüthig seine Wünsche, die dahin gingen, daß ihm die Besitzung des

Vaters überlassen bleiben möchte; wogegen er sich erbot, die Hälfte des frühern Kaufpreises in billigen Terminen herauszugeben. Hierauf verpachtete er die ganze übrige Wirthschaft, und behielt sich nur die freie Wohnung vor.

So verstrich ein Jahr. — Da brachte ein Eilbote die Nachricht: daß David so eben selbst in Hamburg gelandet sey und in wenig Tagen zu Immenhayn eintreffen werde. — Je unerwarteter diese Nachricht kam, um desto größer war die Freude der Familie Reinhagen.

Mit offnen Armen wurde der lang entbehrte Bruder empfangen. Das kleine Haus faßte kaum den reichen Mann mit seinen Leuten; ja, es mußte für einige Sklaven, die er mitgebracht, sogar noch eine Kammer in einem Seitengebäude des Hofes geräumt werden.

David erwiederte die unverstellte Liebe und Freude seiner Anverwandten mit kalter Förmlichkeit, und suchte sich bald von ihren Liebkosungen loszumachen. Er verlangte eine Uebersicht von des Vaters Verlassenschaft; und da ihm Thomas versicherte, daß diese nur in den weni-

gen Mobilien, dem einjährigen Pachtgelde und dem Gute selbst bestehe, so foderte er kopfschüttelnd alle Rechnungen und Papiere, setzte sich mit seinem alten Schreiber Tage lang hin, schrieb, rechnete, und brachte endlich seine Berechnung dem Bruder, indem er fein lächelnd sagte:

„Ich habe denn doch so manches aufgefunden, was zu der Erbschaftmasse gehören dürfte, und das Ganze hier zusammengestellt.

Erstlich gehört dazu dies Gut cum inventario, und dem einjährigen Pachtgelde;

Zweitens des Vaters Mobiliar-Nachlaß, der nicht einmal gerichtlich aufgenommen worden ist;

Drittens der baare Vorschuß, den Dir der Vater, wie ich aus seinen Rechnungbüchern ersehen, nach dem Brande geleistet hat, und

Viertens endlich ein Kostgeld, welches Du für Dich und Deine Familie, wegen der, bis zu des Vaters Tode auf dem Gute hier verlebten zwei Jahre, in die Masse zu zahlen, Dich nicht entbrechen wirst, indem aus den Rechnungen hervorgeht, daß der Vater Euch alle

in dieser Zeit aus seinen Mitteln beköstigte. Für das letzte, seit des Vaters Tode hier zugebrachte Jahr will ich keinen Ersatz verlangen, indem ich mit meinen Leuten auch für jetzt hier gratis zu verweilen gedenke."

Thomas traute seinen Ohren kaum, und starrte ihn lange zweifelnd an, weil es ihm so schwer fiel, den kalten Worten aus dem Munde des Bruders zu glauben. Da ihm aber David die Papiere hinreichte, und er sich wohl von dem Ernste der Forderung überzeugte, erwiederte er sehr sanft: Der Vater hat mir jene Summe geschenkt, um unsre verbrannten Habseligkeiten zu ersetzen, und hat auch, für den Platz an seinem väterlichen Tische, nie ein Kostgeld von uns verlangt.

„Hierzu fehlen Dir die schriftlichen Beweise," entgegnete David: „deshalb bleiben die beiden Posten, ad 3. und 4., jedenfalls der Erbschaftmasse gehörige activa. Jedoch fällt die Hälfte hiervon Dir wieder zu, wie sich dies durch die Berechnung und Ausgleichung unter uns leicht ergeben wird, sobald wir nur erst das Gut an

den Meistbietenden verkauft und dadurch baares Geld bekommen haben werden."

„Du willst das Gut an den Meistbietenden verkaufen?" fragte Thomas, und die Augen standen ihm voll Thränen: „Willst Du mir es denn nicht überlassen, wie ich Dich gebeten?"

„Das steht ja in Deinem Belieben!" meinte David: „Sey Du der Meistbietende, und dann nimm es in Gottes Namen; aber baares Geld mußt Du schaffen, denn ich habe darauf gerechnet, und kann unter keiner Bedingung davon abstehen; die ganze Erbschaft ist überdies klein genug, und bei weitem unter meiner Erwartung."

Mit dieser bestimmten Erklärung verließ er den Bruder, der wie vernichtet stand. Das kleine Gut war nun für ihn verloren; denn an Kauflustigen konnte es nicht fehlen, und durch die Zurechnungen, die ihm David gemacht, und gegen die er nicht streiten wollte, überstieg die herauszugebende Summe bei weitem seine Kräfte.

Vergebens versuchte er noch einigemal, den Bruder zu einem andern Verfahren zu bewegen.

Der Termin zur Versteigerung der Mobilien und des Guts wurde schlechterdings angesetzt und in den Zeitungen bekannt gemacht.

Indeß nun David in der Zwischenzeit seine kaufmännischen Geschäfte besorgte, und theils selbst mehrere Reisen unternahm, theils seinen alten Schreiber oft verschickte, und Thomas sich mit seiner Gattin kummervoll nach einer andern Wohnung umsah; beschäftigten sich die beiden Kinder des letztern, Joseph und Ada, viel mit den drei armen Negersclaven, die der reiche Onkel mitgebracht hatte. Zwei von ihnen mußten die niedrigsten Dienste verrichten, und wurden von dem alten Schreiber des Abends jedesmal in jene Kammer auf dem Hofe eingeschlossen. Der dritte von ihnen, mit Namen Tuaro, genoß ein größeres Vertrauen, bediente ausschließlich seinen Herrn, und bewohnte, neben der Stube des Schreibers, ein eignes Kämmerchen im Wohnhause. Die menschliche, theilnehmende Behandlung, die sie in Thomas Familie fanden, fiel wie ein milder Sonnenstral in ihre kalte Nacht, und mit einer kräftigen, un-

beschreiblich innigen Liebe, hingen sie sich vorzüglich an die beiden Kinder. Tuaro sprach deutsch, und durch ihn erfuhren sie gar viele schauderhafte Beispiele, von der Härte und Grausamkeit ihres Oheims. Der alte Schreiber war früherhin Sclavenvogt gewesen, und nur, weil er sich in unmenschlicher Behandlung und listigem Ankaufe der Sclaven, ausgezeichnet, von seinem Herrn zu diesem höhern Posten erhoben worden. Der Tag ihrer Abreise nach Europa, versicherte Tuaro, sey der größte Festtag in der ganzen Pflanzung gewesen, denn Davids Sohn, ein guter, menschlicher Jüngling, habe einstweilen des harten Vaters Regiment übernommen.

Obgleich die weichen Herzen der Kinder von diesen Erzählungen tief erschüttert und verletzt wurden, so drangen sie dennoch in den Neger, ihnen nichts zu verschweigen, denn sie hatten wohl bemerkt, daß er, trotz der mancherlei Vorzüge, die er vor den beiden andern Sclaven genoß, dennoch in viel trüberer Stimmung beharrte, als jene. Tuaro zögerte auch nicht,

den gutmüthigen Kindern sein ganzes Herz aufzuschließen, und erzählte folgendes: -

„Dort, wo die Sonne die Erde lieber hat, weil sie sie inniger erwärmt als hier, und wo die Menschen alle meine dunkle Farbe tragen, dort ist meine Heimath. Ach! es war so freundlich und schön in den kleinen Hütten, in den großen Wäldern, an den rauschenden Strömen, an dem Ufer des Meeres. Ich hatte auch Eltern und Geschwister, ich besaß auch ein eignes Hüttchen, zwar leicht gebaut, wie das Nest eines Vogels, aber auch wie dies die Freistatt der Liebe, und ein Weib war mein, mir theurer als mein Leben, meine Gumilla. O hättet Ihr sie nur gekannt, wie lieblich sie war! Solch ein volles, freundliches Antlitz mit dem dunkeln Sammet unserer Farbe überzogen, ist gar schön. Da sieht man nicht die vielen wechselnden Schatten, wie in den Gesichtern der weißen Menschen, nein! da stehen die blitzenden Augen wie Sterne, und die rothen Lippen wie die Streifen der Morgenröthe am Himmel der Nacht. — Wir liebten uns beide so innig, wir waren so

reich und glücklich in unserer Armuth und Einfalt. Da trug das Meer große fremde Schiffe an unsere Küste. Neugierig eilten wir, sie zu beschauen, bewirtheten gutmüthig die weißen Fremdlinge, und ließen uns für ihre elenden Kleinigkeiten, die wir für große Schätze hielten, in einen Tauschhandel mit ihnen ein. Ich befand mich einst, mit vielen meiner Landsleute, eben deshalb auf den Schiffen, und stand mit meiner Gumilla an einer Kiste voll Glaskorallen, um ihr den schönsten Schmuck auszuwählen; da erhob sich plötzlich ein gräßlicher Lärm. Die Weißen hatten die Anker gehoben und zu den Waffen gegriffen und drangen auf uns ein, um sich unserer zu bemächtigen. Wir waren wehrlos, zu sehr überrascht, und wurden leicht überwältigt. Man band uns die Hände und stieß uns hinunter in den finsterſten Raum des Schiffs. — Lebe wohl, Vaterland! ich habe Dich nicht wieder gesehen! — Ich will Euch nichts von der langen schrecklichen Nacht erzählen, die auf uns lag, während Gottes Sonne für jene Unmenschen oft aus dem Meere aufstieg."

„Wir wurden nach langer Fahrt endlich wieder an das Tageslicht hinauf gezogen, doch nur, um auf den Sclavenmarkt geschleppt und dort verkauft zu werden. — Wir sahen, wie Mann und Weib hier aus einander gerissen und an verschiedne Käufer verhandelt wurden, und zitterten vor einem gleichen Schicksale. Doch es schien uns besser beschieden; mein jetziger Herr kam und kaufte uns beide.“

„Unter den Peitschenhieben des alten Schreibers, der damals noch Sclavenvogt war, lernten wir die schwerste Arbeit. Denkt Euch nur, ich mußte oft Zeuge seyn, wenn Gumilla grausam geschlagen wurde, und dennoch waren wir glücklich vor allen andern, denn wir liebten uns und waren nicht getrennt.“

„Meine Gumilla gebar mir endlich eine Tochter. Als ich, vor Freude weinend, das Kind am Herzen hielt, ahnete ich nicht, daß dieses schuldlose Wesen unser letztes Glück zertrümmern würde. Mein Weib blieb seit der schweren Stunde der Geburt schwach und kränklich, und unter den harten Arbeiten, zu denen sie

dennoch schonungslos angetrieben wurde, schwand ihre Gesundheit immer mehr. Was menschliche Kräfte gestatten, nahm ich auf mich, was die Liebe vermag, habe ich für sie gethan. Aber dies gnügte unserm Tyrannen nicht; er entfernte Gumilla von mir, und gab sie unter bessere Pflege, um die kränkliche Mutter mit ihrem schwächlichen Kinde auf dem nächsten Sclavenmarkte noch vortheilhaft genug zu verkaufen. Ich aber hoffte doch durch Ergebung das kalte Herz zu rühren, ich drängte mich an die schwersten Arbeiten, ich ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe, ich lernte Eure Sprache, und als bei grausamer Mißhandlung einiger neuen Sclaven diese über den Herrn herfielen und ihn erwürgen wollten, rettete ich ihm das Leben. — Er sah mich lange erstaunt an, reichte mir dann die Hand und sprach: Tuaro, ich danke dir! Du sollst von jetzt an mein Leibsclave seyn und es gut haben!"

„Da umschlang ich seine Knie und rief: O, ich will ja arbeiten, mehr als alle, und es nicht gut haben, aber gieb mir nur meine Gumilla

wieder! Doch er kehrte mir kalt den Rücken und sagte: Das kann nicht seyn! Ich will dir wohl ein gesunderes Weib geben; Gumilla ist mit dem elenden Kinde ja schon verkauft!"

Tuaro schlug die Hände vor die Augen: „Habt Ihr es gehört?" schrie er dann mit furchtbarer Stimme: „sie war verkauft!" — und hiermit warf er sich zur Erde und heulte laut, und als die Kinder mit ihm weinten und ihn liebkos'ten, drückte er sie an seine Brust und rief: „Ja, Euch hab' ich lieb, Ihr seyd gut wie Gumilla! und für Euer Glück wollte ich in den Tod gehen."

Zwei Monate waren nun verstrichen und der Tag, an welchem das Gut ausgeboten werden sollte, in der Nähe. Viele Kauflustige hatten es bereits besehen, und da nicht zu zweifeln war, daß es um einen hohen Preis weggehn würde, so schien Thomas, im Betreff desselben, seine Wünsche völlig aufgegeben zu haben. Er fing auch wirklich an, seine Habseligkeiten nach dem Schulhause hinüber schaffen zu lassen — wo man ihm, weil die Brandstätte des Pfarr-

hauses noch wüste lag, eine Stube eingeräumt hatte.

Nicht so gefaßt wie er, waren Frau und Kinder. Sie saßen eines Abends in der schönen dichten Gartenlaube und weinten, denn die Mutter hatte eben erst den Kindern erzählt, daß fremde Menschen bald hier einziehen, und sie selbst den geliebten Aufenthalt verlassen sollten; als der Neger Tuaro in die Laube trat, und in großer Bewegung fragte:

„Ist es wahr, daß man Euer Eigenthum, dies Haus verkaufen und Euch hinaus weisen will? — Ich sehe ja schon die Sachen fortschaffen!"

Die Kinder hingen sich an ihn und bejahten es weinend. Da hob er mit flammenden Augen die geballte Faust gen Himmel, und seine vor Wuth bebenden Lippen stammelten Worte in seiner Muttersprache, die wohl einen furchtbaren Sinn haben mochten.

„Ich muß von Euch scheiden!" sprach er dann und umschlang die Kinder: „Morgen früh schickt mich mein Herr nach Hamburg, um

seine Abfahrt nach Amerika dort vorzubereiten. Eure Thränen und Flüche werden uns verfolgen, — Schreck und Verwünschung werden uns an Amerika's Küste wieder empfangen. — Aber der dort oben wird gegen uns alle barmherzig seyn!" —

Wirklich mußte Tuaro am andern Morgen abreisen, denn gleich nach dem öffentlichen Verkauf des Nachlasses wollte David mit seinem Erbtheile zurück kehren. Ganz außer Fassung nahm der Neger von der Familie Reinhagen Abschied, und wollte die Kinder nicht aus den Armen lassen, bis ihn die rauhe Stimme seines Herrn rief; worauf er dann schnell das Pferd bestieg und davon sprengte. Auch den alten Schreiber schickte David an demselben Tage in die Stadt, wo er noch ein Geschäft zu Stande bringen sollte, und da er voraussah, daß jener über Nacht ausbleiben werde, befahl er ihm, sich wenigstens den kommenden Morgen bei guter Zeit wieder einzufinden.

So schlief denn David, nachdem er die beiden Neger selbst in ihre Kammer auf dem Hofe

sorgfältig eingeschlossen, mit der Familie seines Bruders allein im Wohnhause.

Kaum hatte am folgenden Morgen der Seiger 6 Uhr geschlagen, als Thomas todtenbleich aus seiner Thüre über die Straße zur Wohnung des Dorfrichters hinstürzte, und ihn beschwor, sich eiligst zu ihm zu verfügen, denn sein Bruder David schwimme drüben im Blute. Der Richter erschien mit den beiden andern Gerichtspersonen und auch der im Dorfe wohnende Bader, welchen Joseph herbeigerufen, war zugegen, als man in das Zimmer trat. — Hier zeigte sich ein schauderhafter Anblick. David lag aufgedeckt, blutig und todt im Bette; in der Brust waren mehrere tiefe Wunden sichtbar, in deren einer noch das Messer steckte. Die rechte Hand schien nach diesem gegriffen zu haben, denn einige Finger waren zerschnitten; die linke Hand aber, an welcher er einen kostbaren Ring zu tragen pflegte, fehlte gänzlich und war im vordern Gelenke abgelöst. Blut floß auf den Dielen umher, und am Bettlacken schien sich der Mörder die Hände abgewischt zu haben.

Die Nachtlampe brannte noch; die Papiere und das Geld des Ermordeten lagen unangerührt. —

Während dem nun Bestürzung und Entsetzen die Anverwandten des Ermordeten betäubte, und die Gerichte das Nöthige verfügten, kam der alte Schreiber von seiner Reise zurück. Er trat vor das Bette des Ermordeten, sahe ihn lange scharf an, und sagte endlich: „Ja, ja! Du bist stumm! aber ich verstehe Dich wohl!" und indem er sich mit einem widrigen Lächeln zu Thomas wendete, der bleich und wie vernichtet neben ihm stand, fuhr er fort: „Nicht wahr, mein Herr Pastor, der nahe Licitations-Termin wird nun überflüssig?" — — Thomas verstand ihn nicht, und wollte ihm erzählen, wie er den Bruder gefunden; allein der Alte sagte: „Ich will Ihnen das ersparen, und mich von allem selbst unterrichten!" und hiermit schlich er im Hause umher, fragte die Kinder und Dienstboten aus, und besah das unversehrte Schloß an der Kammer der beiden Sklaven, wozu der Schlüssel noch in Davids Rocktasche steckte. Nachdem er hierauf dem Neger

Tuaro einen Eilboten nachgesendet und ihm befohlen hatte, unverzüglich nach Surinam abzureisen, um der Familie die Trauerpost zu hinterbringen, eilte er selbst, zu dem Gerichtshof sich zu begeben, wo er den Pfarrer Thomas Reinhagen als Mörder seines Bruders peinlich anklagte.

Dieser wurde hierauf mit seiner Familie eingezogen und es waren allerdings Umstände genug vorhanden, die ihn dem Verdacht des Mordes aussetzten.

Die Nähe des unseligen Termins, der seine Wünsche und Hoffnungen stören sollte, und das harte Benehmen des Bruders, konnte wohl einen verzweifelten Entschluß erzeugt haben, und da kein Fremder in dem Hause geschlafen hatte, da, wie Thomas selbst versicherte, die Hausthür am folgenden Morgen noch fest verschlossen gewesen war, und er das in der Brust steckende Mordmesser für ein ihm zugehöriges Küchenmesser anerkennen mußte, was blieb da auch den Richtern zu glauben übrig, als daß er des Brudermordes wirklich schuldig sey. Nur konn-

te niemand begreifen, weshalb man dem Ermordeten die linke Hand abgeschnitten habe; denn die Behauptung des alten Schreibers, daß es jeden Falls geschehen sey, um sich des kostbaren, vielleicht feststeckenden Ringes zu bemächtigen, ward deshalb unwahrscheinlich, weil man übrigens alle vorhandene Gelder und Papiere unangerührt gefunden hatte. Man hoffte jedoch, dem Mörder, mittelst des Ringes, am sichersten auf die Spur zu kommen, da, nach Angabe des Schreibers, auf der Fassung des köstlichen Rubins die Buchstaben D. G. R., als Anfangbuchstaben der Namen des Ermordeten (David Gottlieb Reinhagen) stehen sollten.

Die Untersuchung ging nun ihren Gang. Allein so lange sie auch dauerte, und so vorsichtig und einsichtvoll die Richter auch immer dabei verfuhren, es blieb dennoch bei dem bloßen Verdachte gegen den Prediger, und weil dessen zeitheriges, so unbescholten geführtes Leben, weil die Art, mit der er sein Unglück ertrug, und das Zeugniß aller Menschen, die ihn kannten, für seine Unschuld sprach, so wurde er, da man

etwas weiteres nicht auf ihn bringen konnte, zwar endlich seiner Haft entlassen, doch mußte der Unglückliche die Kosten der Untersuchung tragen, und ward, bis zum Erweiß seiner Unschuld, vom Predigeramte suspendirt, indeß man die Pfarrstelle zu Immenhayn einem Andern übertrug.

Der alte Schreiber nahm eine Abschrift der sämmtlichen Untersuchung-Akten, um sich damit vor Davids Familie zu rechtfertigen, und reis'te mit den beiden Neger-Sklaven nach Surinam zurück.

Während dieser Kriminal-Untersuchung hatte die Regierung auch die Erbtheilung der Reinhagenschen Familie fortschreiten lassen. Der väterliche Nachlaß war veräußert, und die eine, auf David fallende Erbportion ad depositum genommen worden, bis dessen Erben sich als solche beglaubigen und darüber verfügen konnten. Die andere, dem armen Thomas gehörige, ging aber fast gänzlich für Untersuchungkosten auf.

Wer den Prediger kannte, hielt ihn für un-

schuldig; die Gemeinde beklagte den Verlust des geliebten Lehrers und Freundes; aber seine Geschichte war das Gespräch des Tages worden, und da viele, vom Scheine getäuscht, dennoch den Stab über ihn brachen, so zog der unglückliche Mann, seine Sache Gott anheim stellend, mit seiner Familie weit hinweg, und kaufte in einem abgelegenen Dörfchen, vom Rest des Vermögens, ein Häuschen, wo er kümmerlich von seiner Hände Arbeit und nur der Erziehung seiner Kinder lebte.

Um diese Zeit brach der große, fast allgemeine Krieg aus, und verheerte Deutschland. Auch Thomas fühlte den Druck der Zeit, und ward immer vertrauter mit der Armuth. Aber das Schicksal des Vaterlandes ging ihm näher zu Herzen, als sein eignes, und da er selbst in den Kampf nicht mit hinausziehen konnte, so gab er seinem Joseph freudig den Segen, der als Freiwilliger sich in die Reihen der Tapfern zu stellen eilte. Allein der blutige Krieg schritt immer näher; bei einem Gefechte brannte ein Theil des Dorfes und auch Reinhagens Häus-

chen ab. Joseph fiel auf dem Schlachtfelde bei G. und seine unglückliche Mutter starb vor Schreck und Gram.

So stand denn Thomas, mit dem Herzen voll Liebe und Frömmigkeit, wie ein verstoßener Bettler da, und hatte nichts mehr auf der weiten Welt, als seine holde, liebliche Tochter Ada.

Endlich schlossen die Streitenden wieder Frieden. Da wagte es Reinhagen, sich an die Landesregierung zu wenden, und ihr seine Schicksale darzustellen.

Er fand Gehör und Theilnahme; denn wie hätte man zu einer so frohen Zeit, wo ja so vielen Sündern vergeben ward, nicht auch einem Unglücklichen wieder aufhelfen wollen, den sein Wandel rechtfertigte und freisprach, obgleich er nicht seine Unschuld vor Gericht beweisen konnte. Man ertheilte ihm daher das erledigte Diakonat zu G., und hier war es, wo wir ihn zuerst kennen lernten.

Es mochten kaum einige Wochen seit dem Tage verflossen seyn, an welchem Reinhagen die Fremden auf dem Hügel des Schlachtfeldes ge-

sprochen hatte, als ihm ganz unerwartet, und in sehr schmeichelhaften Ausdrücken, die einträgliche Pfarrstelle auf dem Gute des Generals von W. angetragen wurde. Ein neuer Strahl von Freude glänzte in seinem düstern Blicke auf; nicht das reichlichere Einkommen reizte ihn, jene Stelle anzunehmen, sondern, daß ihm die Menschen wieder vertrauten und nach ihm verlangten, erhob und tröstete sein Herz. Er willigte auch um so freudiger ein, als der kurze Aufenthalt in G. schon manchen Kummer über ihn gebracht hatte. Mehrere junge Bürger dort, welche um die Hand der schönen Ada geworben hatten, waren von ihr, die mit schwärmerischer Liebe an dem Vater hing, gegen den Wunsch desselben, zurückgewiesen worden, und hatten ihre Liebe nun in Haß und Feindschaft verwandelt. Und wo sollte er selbst denn seine Schritte hinlenken, wenn er bei seiner alten treuen Freundin, der Natur, Trost und Stärke suchen wollte; da ihn das Schlachtfeld rings umgab, auf welchem der geliebte Sohn einst verblutete. Mit Dank nahm Reinhagen also den unerwarteten,

ja ihm unerklärbaren Ruf an, und reiſte in Begleitung ſeiner Tochter nach jenem Dorfe hin, um ſeine Antritt-Predigt zu halten. Die fruchtbare, herrliche Gegend, das ſchöngebaute, große Dorf, die heitere, geräumige Pfarrwohnung, grüßten ſie freundlich, wie die Vorboten einer beſſern Zukunft, und der herzliche Empfang der Gemeinde erfüllte ihre gerührten Herzen mit Vertrauen und Zuverſicht. Sie fanden eine Einladung auf das Schloß, wo viele Gäſte verſammlet waren, und wie ſah ſich Reinhagen überraſcht, als er in das Geſellſchaftzimmer trat, und ihm der General jenen alten Fremden mit den Worten entgegen führte: „Hier, mein lieber Herr Paſtor, mache ich Sie mit Ihrem Freunde, dem Präſidenten Grafen R., bekannt. Wenn wir uns beide lieb gewinnen, woran ich nicht zweifle, ſo haben Sie es der Empfehlung dieſes Mannes zu danken!“ Auch der Präſident reichte ihm die Hand, und allen Dank von ſich ablehnend, freute er ſich herzlich des Wiederſehens und bat Reinhagen, ihn unter ſeine Freunde zu zählen.

Während sich nun die Männer in ein heiteres Gespräch vertieften, erneuerte auch Graf Dietrich, der jüngste Sohn des Präsidenten, eben der Jüngling, welcher mit dem Vater auf dem Hügel des Schlachtfeldes gestanden hatte, seine Bekanntschaft mit Ada. Er hatte den anwesenden Damen, vor Ada's Ankunft, schon so vieles von dem schönen Mädchen gesagt, und dabei mit solcher Begeisterung gesprochen, daß die Neugier aller aufs höchste gespannt war, und sich in manchem Herzen der stille Vorsatz erzeugte, ein wenig streng über die Fremde richten zu wollen.

Als sie aber endlich so anspruchlos und doch so schön, so bescheiden und doch so unbefangen in die Gesellschaft trat, und in den Unterhaltungen, zu denen man sie absichtlich zog, eine gar seltne Anmuth und Geistesbildung entwickelte, da war kein Gemüth, welches sich nicht innig zu ihr hingezogen fühlte, und Graf Dietrich empfing von allen Seiten das Geständniß, daß er viel zu wenig von ihr gesagt habe.

Die Generalin, welche keine Kinder hatte, schloß das Mädchen beim Abschiede recht mütterlich in die Arme und sagte: „Mein Gemal hat Ihren Vater gewählt, um einen treuen Freund in ihm zu finden, ich hoffe, in Ihnen finde ich eine Tochter, der ich mit Freuden Mutter seyn werde."

Reinhagen fühlte sich bald glücklich in seiner neuen Lage. Er wurde der herzliche Freund des braven Generals, und Ada der Liebling seiner Gemalin; er sah sich von allen geliebt und verehrt, und vor einer so heitern Gegenwart traten die alten gräßlichen Bilder der Vergangenheit allmählich in ein tiefes Dunkel zurück.

Das Gut des Generals lag nahe bei der Stadt, in welcher die Landesregierung ihren Sitz hatte. Der Präsident besuchte daher oft seinen alten Freund, und weil Reinhagen jedesmal von der Gesellschaft seyn mußte, so wurde er auch mit diesem immer näher bekannt. Dietrich, der, seit er aus dem Feldzuge zurückgekehrt war, unter der Leitung des Vaters arbeitete, begleitete ihn gewöhnlich, und verlebte dann

wohl manche selige Stunde in Ada's Umgang, und so wie die Väter eine immer höhere Achtung gegen einander gewannen, so wurden auch die Gemüther der Kinder immer inniger von der Frühling-Sonne des Herzens erwärmt. Dem Präsidenten entging diese aufkeimende Liebe nicht, aber er war auf keine Weise gemeinet, sie zu stören. Er liebte diesen Sohn mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit, und weil er den Jüngling, der an den Folgen des Feldzugs und den erhaltenen Wunden fortwährend litt, nur einer zarten, weiblichen Pflege anvertrauen wollte, so meinte er, daß nur ein von Dietrich herzlich geliebtes und wahrhaft wiederliebendes Mädchen, die Gattin desselben werden dürfe. Die Frauen seiner ältern Söhne, vornehm geboren und erzogen, blieben seinem Vaterherzen immer fremd, und wenn er dagegen nun oft bemerkte, wie Ada ihren Vater auf den Händen trug, wie sie, aus Liebe zu ihm, allem entsagte, und er dieß Mädchen, mit der reichen Ausstattung der Natur, dennoch in so lieblicher Anspruchlosigkeit vor sich stehen sah, so konnte er sich des Wunsches nicht

erwehren, daß sie seine Tochter werden möchte. — Auch Ada vermochte es nicht zu verbergen, daß ihr der Jüngling sehr theuer war; aber je heller die Flamme in seinem Herzen aufschlug, um desto schüchterner zog sich das ihrige zurück, ja, sie hatte sogar einmal ein Paar Worte fallen lassen, als sey sie schon verlobt, wobei ihr aber die Thränen aus den Augen gestürzt waren.

So standen die Verhältnisse, als das Schicksal von neuem eingriff und alles zerstören zu wollen schien.

Reinhagen war nun seit einem Jahre im Amte, als der Superintendent und Schulrath B. zur Kirchen-Visitation erschien. — Er war der einzige Mensch, welcher den Pastor ungern auf dieser Stelle sah, die er einem Verwandten vergeblich zuzuwenden sich bemüht hatte, und erklärte oft mit Bitterkeit: daß er einem Manne niemals vertrauen könne, welcher sich von jenem frühern, schweren Verdachte noch nicht gereinigt habe. Das Gastzimmer, welches man ihm in der Pfarrwohnung einräumte, lag dicht neben Ada's kleinem Stübchen. Der Superintendent

vermuthete ihre Nähe, denn er hörte sie Abends noch zum Clavier singen, und weil ihm das schöne Mädchen gar wohl gefiel, und er aus seinem Fenster sehen konnte, wie sie früh schon im Garten bei ihren Blumen geschäftig war, so trieb ihn die Neugier, sich in ihrem Zimmer umsehen zu wollen. Er fand die höchste Ordnung und Reinlichkeit; es war alles sorgfältig aufgeräumt, auch das weiße Bettchen schon gemacht; aber in ihrem Schreibtische steckte der Schlüssel, da durfte er ja wohl nachsehen, ob auch das Mädchen noch keine Geheimnisse habe? — Er öffnete ihn, und sah in einige Schubladen; sie lagen voll Briefe. — „Ei! gewiß Liebesbriefchen!" — aber sie waren alle von ihrem Bruder Joseph. —

Da fiel ihm endlich ein Kästchen im Hintergrunde des Schreibtisches in die Augen, dessen Inhalt auch geprüft werden mußte. — Aber wer beschreibt sein Entsetzen? — in dem Kästchen lag eine Todtenhand, an deren Knochenfinger ein Ring mit rothem Steine blitzte.

Nun war ja doch sein Mißtrauen gerecht-

fertigt, hier lag ja die Hand des Ermordeten, und klar genug stand Reinhagen als Brudermörder vor ihm da.

Voll Bestürzung schlich sich der Superintendent auf sein Zimmer zurück, verließ, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, die Pfarrwohnung und erstattete, da der General in ein Bad gereis't war, mit den grellsten Farben, unmittelbaren Bericht an die Behörde.

Der Präsident war nicht wenig betroffen, gegen einen Mann eine solche Anklage sich erheben zu sehen, dem er so innig vertraut hatte, und ob er dem Berichterstatter gleich wenig Glauben beimaß, so mußte doch ohne Verzug etwas geschehen, das die Sache ins Klare brachte. Er sendete deshalb den alten Kriminal-Rath Herbst, einen strengrechtlichen, zugleich aber auch sehr discreten Mann, als Kommissarius im Geheim dorthin ab, und trug ihm auf: zwar so schonend als möglich zu Werke zu gehen, im Fall sich aber die Todtenhand mit dem bezeichneten Ringe wirklich vorfinden sollte, den Prediger Reinhagen, nebst seiner Toch-

ter, ohne Weiteres in Verhaft nehmen zu lassen.

Der Kriminalrath ging noch in derselben Nacht ab, und trat am frühen Morgen mit den Gerichten des Dorfs unerwartet in die Pfarrwohnung. Reinhagen lächelte ruhig, als er ihm seinen Auftrag bekannt machte, und wollte die Tochter rufen lassen, die noch auf ihrem Zimmer war; doch jener verbat es, und ging selbst zu ihr hinauf. Ada hatte eben ihr Morgengebet verrichtet, und erschrak nicht wenig, den fremden Mann bei sich eintreten zu sehen; aber sie ward noch sichtlicher bestürzt, als derselbe, freundlich und ernst, die Oeffnung ihres Pultes verlangte, weil er von höherer Behörde beauftragt sey, den Inhalt eines Kästchens zu prüfen, welches sich darin befinden solle. Zitternd und hocherröthend schloß sie auf.

Da stand denn im Hintergrunde das bedeutungvolle Kästchen, und in demselben lag wirklich die linke Hand eines Todten, mit dem Stein im Ringe, und den Buchstaben D. G. R. auf der Fassung.

„O, mein Gott!“ rief der Kriminalrath und schlug die Hände zusammen: „So sind Sie wirklich des Brudermordes schuldig?“ — Ada stand bleich vor ihm und starrte ihn mit großen Augen an, als verstehe sie den Sinn dieser Worte nicht; sie wollte zu ihrem Vater hinab eilen, aber der Kriminalrath ließ sie nicht aus ihrem Zimmer, und weil er die sprechendsten Beweise der Schuld in den Händen zu haben glaubte, so kündigte er beiden gefängliche Haft an, und ließ sie, damit sie sich vor dem ersten Verhör nicht sprechen konnten, in zwei besondern Wagen, in der nächsten Nacht, unter Bedeckung nach der Stadt abführen.

„Nun so fahre hin, du Glaube an die Menschheit!“ rief der Präsident schmerzlich aus, als ihm der Kriminalrath berichtet hatte: „Und du, blinde Gerechtigkeit, gehe deinen alten, eisernen Gang!“

Da trat Graf Dietrich bleich und verstört in das Zimmer. „Ist es möglich, Vater?“ sprach er bebend: „Ist Reinhagen und seine Tochter des schrecklichen Verdachtes wegen wirklich in Verhaft genommen?“ —

„Ja," sagte der Präsident: „sie haben uns mit ihrer frommen Außenseite schändlich betrogen!" —

„Lassen Sie mich das Mädchen sprechen!" flehte der Sohn: „Sie ist sicher ohne Schuld. Eine einzige Unterredung soll mir mehr sagen, als zehn Verhöre!"

„Nein!" entgegnete der Präsident: „Nein, wir dürfen keinen Schritt mehr thun! Wir sind durch diese Menschen schon mehr als blos gestellt. Die Sache muß ihren Weg gehen!"

„Vater!" rief der Sohn in höchster Bewegung, und sank vor ihm nieder: „Ada ist unschuldig! Das ganze Glück meines Lebens hängt daran!"

„Mein armer Dietrich!" sprach der Vater sanft und nahm den Sohn an seine Brust: „Ich habe das wohl geahnet und hätte Dir, trotz mancher Vorurtheile, meinen Segen gern gegeben. — Aber das wirst Du wohl einsehen, daß, wenn auch das Mädchen selbst schuldlos seyn sollte, die Tochter eines Mörders immer für Dich verloren bleibt!"

Die Untersuchung sollte nun auf's Neue beginnen. Da aber der Kriminalrath Herbst vorher die Akten der frühern Untersuchung des Mordes zu Immenhayn verlangte, und diese also erst herbeigeschafft werden mußten, so verging eine geraume Zeit, ehe man zum Verhör selbst schreiten konnte.

Während dessen war ein junger Mann zu Immenhayn erschienen, der sich sehr angelegentlich nach Thomas Reinhagen und seinem dermaligen Wohnorte erkundigt hatte. Er kam, da man ihm denselben nachgewiesen, auch hierher, und bat, weil er Reinhagen auf's neue in diese Untersuchung verwickelt fand, und ihm der Zutritt zu ihm untersagt blieb, den Präsidenten um eine geheime Unterredung.

Dies geschah gerade am Tage des ersten Verhörs. Der alte Reinhagen hatte in demselben alles geläugnet und durchaus nichts von der Todtenhand wissen wollen; Ada hingegen, die bei ihr vorgefundene für ihr Eigenthum zwar anerkannt, jedoch behauptet, daß sie weder die Hand des ermordeten Oheims sey, noch daß ihr Vater das geringste darum wisse. Die Frage aber: Wie sie dazu

gekommen? — hatte das Mädchen unbeantwortet gelassen und dabei dringend gebeten, sie ihrem Vater zuzuführen, weil sie nur diesem das Geheimniß enthüllen könne! — Da man aber Bedenken getragen, ihr gleich jetzt zu willfahren, so war das erste Verhör hiermit geschlossen worden.

Nachdem der Präsident mit dem Fremden mehrere Stunden allein gesprochen, und die, bei dem ersten Verhöre aufgenommenen Protocolle gelesen hatte, kam er mit dem Kriminalrath Herbst darin überein, die von der Tochter erbetene Zusammenkunft mit ihrem Vater, ohne Verzug auf seinem Zimmer zu veranstalten. Außer dem Präsidenten und dem Kriminalrathe war niemand zugegen, als sich jene wiedersahen und einander weinend in die Arme sanken.

„Nicht wahr, mein Kind!" sagte Reinhagen: „wir sind unschuldig?" —

„Ja! mein geliebter Vater!" rief Ada: „und vor diesen würdigen Männern will ich Dir alles bekennen, was den Schein des Verbrechens auf uns geworfen hat!"

Was Ada jetzt freimüthig erzählte, werden

wir späterhin erfahren, wenn man es protocolliren wird. Genug, der Präsident hörte sehr gespannt zu und bat das Mädchen, als es geendigt hatte, einstweilen mit ihrem Vater in ein anderes Zimmer zu treten, indeß er selbst sich das, in Ada's Schreibtische vorgefundene Kästchen mit dem Corpus delicti herbeiholen ließ. — Er sah lange auf die dürre Todtenhand; er zog ihr den goldnen Ring vom Knochenfinger und betrachtete ihn aufmerksam. Der Ring schien neu aufgeputzt, doch waren Blut- oder Moderflecke daran zu erkennen. Die drei Buchstaben D. G. R. standen zwar wirklich auf der Fassung, doch war der Stein kein Rubin, sondern ein bloßer Karneol und die beiden letzten Buchstaben waren also verschlungen, daß man ein kleines v leicht noch dazwischen herausfinden konnte. Als der Präsident den Kriminalrath hierauf aufmerksam gemacht hatte, versuchte er an einem kleinen, kaum sichtbaren Knöpfchen des Ringes zu drücken, und — siehe da! — der rothe Stein sprang auf, und unter ihm zeigte sich ein fast verlöschtes weibliches Bild.

„Ja, mein Herz hat mich nicht getäuscht! Du kommst zur rechten Stunde, du heiliger Zeuge für die Unschuld Deiner Tochter!“ rief der Präsident und bog sich erschüttert auf den Ring nieder, und konnte die hervorstürzenden Thränen nicht länger zurückhalten. „Gehen Sie, bat er den Kriminalrath, bringen Sie mir eilig meinen Sohn Dietrich und lassen Sie auch den Fremden rufen, der mich heute gesprochen hat!“

Graf Dietrich trat in's Zimmer. „Ich habe einen schweren Auftrag für Dich!“ sagte der Präsident: „allein ich hoffe, Du wirst Deiner Gefühle Herr bleiben. Da durch das heutige erste Verhör in Reinhagens Untersuchung-Sache noch gar wenig Licht gekommen ist, so habe ich, aus alter Vorliebe für diese Menschen, den Vater und die Tochter so eben hier in meinem Zimmer confrontirt. Das Mädchen bekannte wichtige Sachen, die zu Protocoll genommen werden müssen. Ich wünsche nicht, daß dies von fremder, kalter Hand geschähe. — Willst Du die Führung des Protocolls wohl über Dich nehmen? — Die Inquisiten warten im Nebenzimmer.

Dietrich stand blaß und zögernd da; endlich faßte er sich und sagte: „Ja, mein Vater! ich will!"

Der Kriminalrath erschien nun, nebst dem Fremden und ließ, auf einen Wink des Präsidenten, die beiden Angeklagten eintreten.

Man bot ihnen Stühle, indeß sich Dietrich, der nicht die Augen aufzuschlagen wagte, an den Schreibtisch setzte.

„Sie haben, in Betreff der, bei Ihnen vorgefundenen Todtenhand, mir so eben ein wichtiges Bekenntniß abgelegt, und werden Ihre Aussage, weil sie aufgezeichnet werden muß, jetzt noch einmal vor uns wiederholen!" sagte der Präsident zu Ada, indem er dem Sohne winkte, das Protocoll einzuleiten.

Dieser schrieb mit zitternder Hand und fragte in banger Zerstreuung den Prediger um seinen Namen. „Ich heiße Thomas Reinhagen!" erwiederte dieser sanft lächelnd, denn ihm entging die innere Bewegung des Jünglings nicht. Aber Ada konnte ihm nicht antworten, als er auch nach ihrem Namen fragte, sondern fing bitterlich an

zu weinen, denn sie meinte, er wolle ihren Namen nicht mehr kennen.

„Schreiben Sie nur Ada Reinhagen!" fiel der alte Kriminalrath schonend ein: „sie hat sich heute schon zu diesem Namen bekannt!"

Für den Namen des ebenfalls gegenwärtigen Fremden sollte, so verlangte es der Präsident, das Protocoll für jetzt noch offen bleiben.

Ada's Busen hob sich bebend, doch der Vater hielt ihre Hand; er sprach ihr liebreich zu; er bat sie dringend sich zu fassen; und so erzählte sie denn folgendes:

„Als mein Vater, nach Jahrelangem Leiden, endlich Diakonus zu G. geworden war, eilte ich, das nahe Schlachtfeld dort zu besuchen, wo mein geliebter Bruder fiel. Ich wollte ja mit dem Orte vertraut werden, wo er verblutete und wo man ihn eingescharrt hatte, und ließ mir deshalb von den Landleuten, die Augenzeugen der Schlacht gewesen waren, alle Umstände genau beschreiben. Da fand ich den Platz bald heraus, wo sein Regiment gefochten hatte und er gefallen war; und als mir ein alter Bauer erzählte, daß man alle

die, an der Waldspitze gefallenen Freiwilligen, in ein großes Grab gelegt hätte, wobei er selbst geholfen, so blieb mir kein Zweifel übrig, daß auch mein Bruder unter seinen Freunden dort ruhe. — Dies Helden-Grab, vom dichtesten Gebüsch umgeben, besuchte ich nun oft, und habe an dieser heiligen Stätte manche wehmüthige Stunde verlebt und mir oft wohl auch Trost geholt."

Ada hielt inne und weinte. Der Vater liebkos'te ihr und bat sie, fortzufahren. Dietrich schrieb zitternd weiter.

„Wir wohnten länger als ein Jahr schon in G.," fuhr sie endlich schüchtern fort: „Da warben zwei junge Bürger um meine Hand. — Es waren wohl brave Männer, denen mein Vater selbst gewogen war, aber ich hatte kein Herz zu ihnen und wußte mir keinen Rath. Bekümmert ging ich hinaus zu meinem Heldengrabe, gedachte dort wieder Trost zu finden und einen Entschluß zu fassen; ich weinte mich satt und wünschte, die Geister der Jünglinge, deren Herzen dort unten in Staub zerfielen, und vielleicht auch gefühlt hatten, was die

Liebe sey, möchten mir ein Zeichen geben, was ich thun solle."

„In gespannter Erwartung horchte ich hoch auf — ein Vogel flatterte aus dem nahen, dichten Gebüsch und erschreckte mich; doch weil ich glaubte, er möchte sein Nestchen in der Nähe haben, bog ich die dichten Zweige vorsichtig aus einander — und bückte mich, um es aufzusuchen. Da erblickte ich unter dem Strauche, im trocknen Laube einen Gegenstand, der meine Neugier reizte, und als ich ihn hervorzog, erkannte ich mit Schaudern eine abgehauene Hand, an deren Knochenfinger ein unscheinbar gewordener goldner Ring steckte. Schnell fuhr mir der Gedanke durch die Seele: dies sey das Zeichen, das ich von den Geistern verlangt; ich solle nie heirathen, denn nur der Tod biete mir seinen Verlobungring! — Dies bestimmte meinen Entschluß; ich wieß jede Bewerbung zurück und blieb bei meinem theuren Vater; aber die Todtenhand mit dem Ringe hab' ich heilig aufbewahrt!"

Dietrich schrieb schon lange nicht mehr, und hielt seine flammenden Augen auf Ada geheftet.

Da sprach der Präsident, der seinen Sohn genau beobachtete, das offne Kästchen vor ihm auf den Tisch hinstellend: „Hier ist die Todtenhand mit dem Ringe!“ — und Dietrich hatte kaum einen Blick darauf hingeworfen, als er aufsprang, sich vor Ada auf die Kniee warf und ausrief: „Mir bist Du verlobt, Ada! mir! — Du bist meine Braut! — Dort im Waldgebüsch verlor ich, im Reitergefecht, die Hand!“ — und als sie sich staunend und zweifelnd von ihm zurückbog, riß er den ausgestopften Handschuh herunter und zeigte ihr den Stumpf seiner linken Hand. — „Zweifelst Du noch?“ rief er: „führt nicht jener Ring meinen Namenszug, Dietrich Graf v. R., und verschließt er nicht ein noch heiligeres Zeichen seiner Aechtheit?“ und hiermit drückte er an dem Knöpfchen des Ringes, und ließ den Stein aufspringen und zeigte ihr die verblichenen Züge seiner schon vollendeten Mutter.

„War dies dein heiliger, unerforschlicher Wille?“ sprach Ada und hob die gefalteten Hände zum Himmel auf. Aber der Jüngling umschlang die Geliebte, und sie sank selig an seine

Brust. Kein Auge blieb trocken und der Präsident legte die Hände segnend auf die Liebenden, und schloß den alten Reinhagen in seine Arme.

„Wir sind aber noch nicht fertig; hier steht noch jemand, der unsere Umarmung gern theilen möchte!“ sagte der Präsident und stellte jenen Fremden den Anwesenden als den Sohn des David Reinhagen vor, der bei dem eingetretenen Frieden aus Surinam gekommen war, um in Europa seine Angelegenheiten zu ordnen, und den Verwandten klaren Aufschluß über die Ermordung seines Vaters zu bringen. Der Mörder war nämlich kein anderer, als der Neger Tuaro. Gumillens Schicksal hatte ihn zum unversöhnlichsten Haß gegen seinen Herrn empört, und er gelobte seinen armen Mitsclaven, vor seiner Abreise nach Europa, auf's Feierlichste: daß ihr Tyrann nicht wieder zurückkehren solle! Weil er aber einsah, daß Davids Leben für dessen Kinder, welche der Neger sehr liebte, so lange von entschiedenem Nutzen seyn müsse, bis er seine Angelegenheiten in Europa völlig geordnet, so verschob er die Ausführung der That.

Er vollzog sie aber endlich um so entschlossener, damit sie auch dem wackern Prediger Nutzen bringen und ihm sein Besitzthum erhalten sollte. Nur zum Schein war Tuaro abgereis't und mit einbrechender Nacht aus dem nächsten Walde, worin er sich den Tag über verborgen gehalten, wieder zurückgekehrt. Hier hatte er das Küchenfenster, welches er vor seiner Abreise absichtlich losgewirbelt, leise aufgedrückt, ein dort befindliches Messer genommen und so den Mord verübt. Um aber seinen Landsleuten auch ein Zeichen der Vollziehung mitzubringen, hatte er dem Ermordeten die linke Hand mit dem Ringe abgeschnitten, worauf er nun wirklich fortgeeilt war, um sich einzuschiffen.

Dies alles hatte Tuaro, auf seinem Sterbelager, Davids Söhne gestanden und ihm die Hand mit dem Ringe eingehändigt, denn der Gram um Gumilla, die ihrem Schicksal bald erlag, hatte auch sein kräftiges Leben gebrochen.

„Das ist eine Kriminal-Untersuchung," sagte der alte Rath Herbst, indem er sich die Augen trocknete: „wie sie mir noch nicht vorgekommen

denn statt des Hochgerichts, endigt sie mit der Hochzeit."

Der Präsident führte seinen Freund Thomas Reinhagen im Triumph wieder in die Arme des alten Generals, und die erste Amtsverrichtung des so hart beschuldigten, aber so schön gerechtfertigten Mannes, war die Trauung seiner Tochter mit dem Sohne des Präsidenten.

Dietrich hob seine abgehauene Hand wie ein Heiligthum auf. „Sie war mein Brautwerber!" sagte er: „und meine Ada gab ihr willig das Jawort, obgleich sie wähnte, der Bräutigam sey der Tod!"

Ada aber sprach: „Sie ist das Symbol, daß wir uns lieben werden bis in den Tod, und daß uns auch der Tod wieder zur Liebe führen wird."

Bei der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden sind folgende schöngeistige Schriften von A. Apel, H. Clauren, C. W. Contessa, Th. Hell, E. v. Houwald, Fr. Kind, Fr. Laun, W. A. Lindau, G. Schilling, K. Streckfuß, van der Velde und andern erschienen und um die beigesetzten Preiße durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Abendzeitung, herausgegeben von Th. Hell und Fr. Kind, auf das Jahr 1817. 6 Thlr. 1818. 6 Thlr. 1819. 9 Thlr.
A. Apel, die Aitolier. Tragödie. m. K. 1 Thlr.
= Kunz v. Kaufung. Trauerspiel. 20 Gr.
Das Gespenst. Drei Erzählungen von Fr. Laun, Fr. Kind und G. Schilling. 1 Thlr. 6 gr.
Der Mäntel. Drei Erzählungen v. Fr. Laun K. Streckfuß und G. Schilling. 1 Thlr. 6 gr.
Ich und meine Frau. Drei Erzählungen, von Fr. Laun, W. A. Lindau und G. Schilling. 1 Thlr. 6 gr.
H. Clauren, Lustspiele. 2 Thle. 1818. 2 Thlr. 6 gr.
= = = Scherz und Ernst. 2 Thle. 1818. 1 Thlr. 18 gr.
= = = = = = 3r, 4r Thl. 1819.
C. W. Contessa, Erzählungen. 1 Thlr. 4 gr.
Th. Hell, Bühne der Ausländer. 1r, 2r Band. 1819. 2 Thlr. 6 gr.
E. v. Houwald, Erzählungen. 1819. 1 Thlr. 4 gr.
Fr. Laun, Zwei Bräute für einen Mann. 1809. 2te Aufl. 1 Thlr.
= = Die Gevatterschaft. Neue Aufl. 1809. 1 Thlr.
= = Historien ohne Titel. 2 Thle. 2te Aufl. 1808. 1 Thlr. 18 gr.
Fr Laun, Die stille Jungfrau. 2 Thle. 2te Aufl. 1808. 1 Thlr. 18 gr.
W. A Lindau, Lebensbilder. 2 Thle. 1818. 1 Thlr. 12 gr.
Amphitryon. Lustspiel von F. v. Kleist. Herausgegeben von A. Müller. 2te Aufl. 16 Gr.
Salomon, Parabeln. 1 Thlr.
K. Streckfuß, Erzählungen. 1812. 1 Thlr.
Dramatisches Taschenbuch. 2te Aufl. geb. 18 Gr.
C. F. van der Velde, Erzstufen. 3 Thle. 1819.

Für den geneigten Leser:

Die erste Sammlung der Schriften von Gustav Schilling besteht aus 50 Bänden, welche im Ladenpreiße 50 Thlr. kosten. Um aber den Freunden dieser neuen Sammlung den Ankauf der frühern zu erleichtern, geben wir solche für 33 Thlr. Sächs. oder Pr. Courr., wofür sie durch alle solide Buchhandlungen zu erlangen ist.

Es sind in jener Sammlung enthalten: 1) Das Weib wie es ist. 3te verb. Aufl. 2. 3. 4.) Die Ignoranten. 3 Thle. 3te verb. Aufl. 5. 6. 7. 8.) Der Liebesdienst. 4 Thle. 9. 10.) Die schöne Sibille. 2 Thle. 3te verb. Aufl. 11.) Bagatellen von J. Kukuck. 2te verb. Aufl. 12. 13. 14. 15.) Erzählungen. 4 Thle. 16. 17. 18) Geschichten. 3 Thle. 19. 20. 21.) Irrlichter 3 Thle. 22. 23.) Abendgenossen. 2 Thle. 2te verb. Aufl. 24.) das Orakel. 25. 26.) Laura im Bade. 2 Thle. 27.) Der Beichtvater. 2te aus 2 in 1 Band gedrängte Aufl. 28. 29.) Die Saat des Tösen. 2 Thle. 30.) Clärchens Geständnisse. 2te aus 3 in 1 Band gedrängte Aufl. 31.) Die Wunderapotheke. 32.) Der Weihnachtabend. 2te verb. Aufl. 33.) Die Neuntödter. 34.) Die Geister des Erzgebirges. 35. 36.) Flocken. 2 Thle. 37. 38.) Gottholds Abentheuer. 2 Thle 2te verb. Aufl 39.) Wallmann der Schütze. 40.) Die Nachwehen. 41.) Freudengeister. 42.) Die Bedrängten. 43. 44.) Der Roman im Romane. 2 Thle. 2te verb. Aufl. 45.) Die Heimsuchung 46.) Blätter aus dem Buche der Vorzeit. 47.) Orangen 2te aus 2 in 1 Band gedrängte Aufl. 48.) Flämmchen. 49.) Die Besucherinnen. 2te verb. Aufl. 50.) Das Teufelshäuschen.

Die gegenwärtige zweite Sammlung erscheint in Lieferungen zu 5 Bänden, welche im Ladenpreiße 5 Thlr., gegen Vorausbezahlung aber nur 4 Thlr. kosten.

In der ersten Lieferung sind enthalten: 1.) Der Mann wie er ist. 2te verb. Aufl. 2. 3. 4.) Verkümmerung. 3 Thle. 5.) Heimchen.

Ausser diesen Sammlungen sind noch einzeln erschienen und bei uns zu haben:

G. Schilling, die Brautschau. 2 Thle. 1809. 2 Thlr 12 gr.
" " " der Mädchenhüter. 2 Thle. 1810. 2 Thlr.
" " " Röschens Geheimnisse. 3te Aufl. 2 Thle. 1 Thlr. 12 gr.
" " " Glossen über einige Städte und Gegenden des nördlichen Deutschlands im Jahr 1806. 21 Gr.
G. Schilling, Mondsteinwürfe von A. Kukuk d. j. 21 Gr.
G. Schilling, Drako, Dämon der Hölle 18 Gr.

Arnoldische Buchhandlung.